

R. Ehrenberg

Das Haus Parish

2. Auflage

Jena, Gustav Fischer

A. N. 5



Stadt-
bücherei
Elbing

GROSSE VERMÖGEN

IHRE ENTSTEHUNG UND IHRE BEDEUTUNG

VON

DR. RICHARD EHRENBERG

PROFESSOR DER STAATSWISSENSCHAFTEN AN DER UNIVERSITÄT ROSTOCK

ZWEITER BAND

DAS HAUS PARISH IN HAMBURG

ZWEITE, UNVERÄNDERTE AUFLAGE

MIT 5 ABBILDUNGEN



JENA

VERLAG VON GUSTAV FISCHER

1925

1925: 607

DAS HAUS PARISH IN HAMBURG

VON

DR. RICHARD EHRENBERG

PROFESSOR DER STAATSWISSENSCHAFTEN AN DER UNIVERSITÄT ROSTOCK

ZWEITE, UNVERÄNDERTE AUFLAGE

MIT 5 ABBILDUNGEN

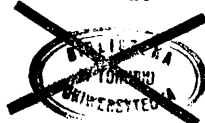


JENA
VERLAG VON GUSTAV FISCHER
1925



3299

Alle Rechte vorbehalten.



59868

Herrn

Oscar Freiherrn Parish von Senftenberg

gewidmet.

Vorwort.

Der Inhalt dieses zweiten Bandes der „Großen Vermögen“ ist, wie der des ersten, schon teilweise in der „Deutschen Rundschau“ (April bis Juni 1903) veröffentlicht worden. Aber hier habe ich mehr hinzugefügt: die Abschnitte III, sowie XV bis XXI. Dadurch ist die Studie „Das Haus Parish in Hamburg“ erst den früheren gleichwertig geworden.

Rostock, im Oktober 1904.

Inhalt.

- I. **Die Anfänge des Hauses Parish.** Bedeutung der Lebenserinnerungen John Parish's im allgemeinen S. 1. — Die Familie Parish S. 2. — Die englische „Court“ in Hamburg S. 3. — Kapitän George Parish und sein Sohn als Schiffsmaterialhändler S. 5. — John Parish's Klagen gegen das britische Admiraltätsgericht S. 6.
- II. **Die Krisis von 1763 und die folgende Zeit.** Der Siebenjährige Krieg S. 8. — Die Gefahren der Wechselreiterei S. 10. — John Parish übersteht die Krisis S. 11. — Neue Krisis 1773 S. 12. — John Parish trennt sich von seinem Bruder und wird ein Großkaufmann S. 13.
- III. **Damaliger Zustand des Hamburgischen Handels.** Stagnation des hamburgischen Handels seit dem 16. Jahrhundert S. 14. — Veränderungen des Handelsgebiets S. 15. — Wirkungen des Merkantilismus auf Hamburg S. 16. — Üble Lage des hamburgischen Handels vor dem Siebenjährigen Kriege S. 17. — Vorübergehende Wirkungen dieses Krieges S. 18. — Vorbereitung für die spätere große Entwicklung S. 20.
- IV. **Der erste große Geschäftsaufschwung 1774—1782.** Der Handel mit baltischem Getreide S. 21. — Das amerikanische Geschäft S. 23. — Parish nimmt George Thomson als Teilhaber an S. 24.
- V. **Die Jahre 1783—1790.** Der Bankerott von Peter Hiß & Sohn S. 25. — Parish's Rettung S. 27. — Lehren der Krisis S. 29. — Ein großes Geschäft nach Westindien S. 30. — Schlimmer Ausgang S. 32. — Parish's Kredit konsolidiert sich S. 35. — Thomson wird als Teilhaber durch Möller ersetzt S. 36. — Parish will Millionär werden S. 37.
- VI. **Die Jahre 1790—1792.** Spekulation in Assignaten S. 38. — Boyd in Paris unter dem Schreckenssystem S. 39. — Der Marquis de Walkiers und seine Spekulationen bei Parish S. 40. — Geschäft mit Nordamerika S. 44. — Diskontieren eigener Akzepte S. 45.
- VII. **Die Krisis von 1793.** Panik in England nach der Hinrichtung Ludwigs XVI. S. 47. — Aufschwung des Geschäfts mit Liverpool S. 48. — Bankerotte S. 49. — Kritische Lage von Parish & Co. S. 50. — Johannes Schuback weiß keinen Rat S. 51. — Parish findet einen Ausweg S. 53. — Neue Sorgen und große Verluste S. 55. — Die Gefahren des Wechselakzeptierens S. 57. — Überschätzung der eigenen Kraft S. 58. — Die Folgen des Ehrgeizes S. 60.

- VIII. Übermittlung englischer Subsidien 1794.** Preußens Stellung in der Koalition von 1792 S. 63. — Zahlungsmodus der englischen Subsidien S. 64. — Schwierigkeiten und Verluste der englischen Regierung bei den Zahlungen S. 65.
- IX. Weitere Geschäfte mit der englischen Regierung.** Der Rückzug der englischen Truppen aus Holland nach der französischen Okkupation S. 67. — Das englische Schatzamt bedarf Hamburgs und Parish's S. 68. — Parish übernimmt den Transport der englischen Truppen nach Westindien S. 69. — Patriotismus oder Selbstinteresse? S. 70. — Parish's glänzendstes Geschäftsjahr S. 72. — Madame Delkredere S. 73. — Worin besteht der innere Wert des Reichtums? S. 74.
- X. John Parish der Alte zieht sich vom Geschäft zurück.** Die Verwickelungen mit Boyd, Benfield & Co. S. 75. — Der Streit mit dem englischen Transport Board S. 78. — Betrachtungen über Geschäfte mit Regierungen S. 79. — Große Verluste S. 80. — Wiedersehen mit Madame Delkredere S. 81. — Der Vorhang fällt S. 82.
- XI. Erfahrungen und Lehren.** John Parish in Nienstedten S. 82. — John Parish als Theoretiker und Lehrer S. 83. — Kapitalzunahme S. 84. — Die Ausgaben S. 85. — Geschäftsverluste, Rotherträge S. 86. — John Parish über die Ursachen seiner Erfolge S. 88. — Der Wert der Zeit für den Geschäftsmann S. 89.
- XII. Die zweite Generation des Hauses Parish.** Glänzender Anfang S. 91. — Die Krisis von 1799 S. 92. — Die Kritik des Vaters: Spekulationen S. 92. — Leichtsinelige Kredite S. 93. — Mangel an Betriebskapital. Unordnung im Geschäftsbetriebe S. 94. — Unkaufmännische Lebensführung S. 98. — Die Söhne fügen sich S. 98. — Das alte und das neue System des Hamburger Handels S. 100.
- XIII. Der Aufwand der Familie Parish.** Einzelheiten des Ausgabebudgets S. 103. — Selbstvorwürfe des Vaters S. 105. — Die Passionen der Söhne S. 106. — Parish's Geselligkeit S. 108. — Jubiläumsdiners 1806 S. 109. — Parish als Hamburger Patriot S. 110. — John Parish's Leben in Bath S. 112. — Seine Wohltätigkeit S. 115. — Korrespondenz mit G. Morris S. 115.
- XIV. Ausblick auf die spätere Entwicklung des Hauses Parish.** Verkehr mit Amerika S. 116. Durchbrechung der Kontinentalsperre. Subsidien für Österreich 1809 S. 117. — Erträge bis 1815 S. 118. — Georg, David S. 119. — Gigantische Unternehmungen und Untergang Davids S. 120. — Das Ende des Hauses S. 122.
- XV. John Parish als geschäftlicher Pionier.** War er ein leichtsinniger Spekulant? S. 122. — Er mußte die engen Grenzen des älteren Geschäftsverkehrs durchbrechen S. 123. — Entgegenstehende Schwierigkeiten: mangelhafte Verkehrstechnik S. 123. — Mangel an eigenen Kolonien S. 124. — Hamburgs schwierige politische Lage S. 125. — Schwäche des Hamburger Waren- und Wechselmarktes S. 125.
- XVI. Kapital und Kredit.** Parish's starker Bedarf an fremdem Kapital S. 126. — Sein Kredit S. 127. — Ursachen seines Kredits S. 128.

- XVII. Geistige Bedeutung und Triebfedern John Parish's.** Urteilsfähigkeit, Geschicklichkeit, glückliche Auswege zu finden S. 129. — Sein Ehrgeiz S. 130. — Sein Familiensinn S. 131. — Befriedigung dieser Triebe S. 131. — Vergleich mit Nathan Rothschild S. 132.
- XVIII. Hamburger Luxus.** Die frühere Einfachheit S. 132. — Die Zunahme des Aufwands S. 133. — Art des Hamburger Luxus S. 133. — Das Kapital des alten Parish wird aufgezehrt S. 134.
- XIX. Geschäftliche Begabung und Lage der Söhne.** Große geistige Bedeutung der Söhne S. 135. — Ihre geschäftliche Begabung? S. 136. — Davids Verwegenheit; kein Sinn für Kleinigkeiten S. 137. — Auch John und Richard nicht mehr mit Leib und Seele Kaufleute S. 139.
- XX. Erziehung und Tradition im Hamburger Geschäftsleben.** Self-made-men S. 140. — Damaliger Zustand der geschäftlichen Erziehung in Hamburg S. 141. — Büsch's Handlungsakademie S. 142. — Die Erziehung der jungen Parish's S. 143. — Zwei Arten des erfahrungsmäßigen Denkens S. 144.
- XXI. Mangel an alten, reichen Handlungshäusern in Hamburg.** Büsch's Beobachtungen S. 145. — Schätzung des großen Vermögens im Jahre 1801 S. 146. — Jede Generation mußte in Hamburg fast von vorne anfangen S. 147.
- XXII. Die Zunahme des hamburgischen Verkehrs 1775—1800.** Die Zoll- und Schoßeinnahmen S. 148. — Getreide, Zucker, Kaffee u. s. w. S. 149. — Wechsel- und Kapitalverkehr S. 150. — Rückschläge und dauernde Ergebnisse S. 150.

Stadt-
bücherei
Elbing



John Parish
seine Gattin und sein Sohn Charles

I.

Die Anfänge des Hauses Parish.

Die Männer, von denen ich heute erzählen will, haben eins der größten Geschäftshäuser errichtet, welche in der ereignisreichen Zeit um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts bestanden, und wohl das größte, welches damals in Deutschland vorhanden war. Dennoch sind sie jetzt nur noch wenig bekannt, und selbst in Hamburg, wo sie über ein halbes Jahrhundert lang geschäftlich wie sozial in der ersten Reihe standen, mögen nicht mehr viele wissen, daß dort die Leute des kleineren Bürgerstandes, wenn sie etwas Ordentliches draufgehen lassen wollten, früher wohl die Redensart anzuwenden pflegten: „Hüt' wöllt wie 'mal parrisch leben!“

Die Bedeutung John Parish's und seiner Söhne für ihre Zeit war eine sehr große. Für unsere Zwecke aber ist der Vater besonders wichtig, weil er einer der ganz wenigen erfolgreichen Geschäftsleute war, die selbst ausführlich berichtet haben, wie sie reich geworden sind. Und John Parish tat dies auf eine Art, die wohl einzig dasteht. Ein großer Kaufmann mit bedeutendem Geiste, weitem Horizonte, ungewöhnlicher Darstellungsgabe und lehrhaften Neigungen, der seinen Kindern rückhaltlos über die Einzelheiten seiner geschäftlichen Laufbahn, über die Ursachen seiner Erfolge und Mißerfolge, über deren Zusammenhang mit den Weltereignissen berichtet, der dann auch die Geschäftstätigkeit seiner Söhne mit tiefdringendem Verständnisse verfolgt und kritisiert, — das ist doch in der Tat eine seltene, merkwürdige Erscheinung! — Auch die Veranlassung zur Niederschrift dieser

Lebenserinnerungen war eine bemerkenswerte: Parish dachte dabei an seine Söhne, denen er sein Geschäft übergeben hatte; er wollte ihnen die Grundsätze richtiger Geschäftsführung einprägen und sie vor falschen Schritten warnen. Deshalb suchte er jede der von ihm in vierzigjähriger Praxis eingeleiteten Unternehmungen von der Höhe seiner dadurch erlangten Erfahrungen aus zu prüfen, wobei er seine eigene Eitelkeit nicht schonte, vielmehr mit sich selbst wiederholt streng ins Gericht ging.

Der englisch geschriebene Bericht ist enthalten in zwei Foliobänden, die sich noch im Besitze der Familie von Parish befinden¹⁾. Es ist nicht überflüssig, zunächst einige Worte über diese Familie zu sagen.

Die Parish sind eine alte Familie des niederen englischen Adels, der „landed gentry“. Sie waren, soweit nachweisbar, zuerst in Süd-Wales ansässig; von da kam um 1300 ein Mitglied der Familie nach Cambridgeshire und erwarb dort durch Heirat ausgedehnten Grundbesitz. Aber während des Bürgerkrieges im 17. Jahrhundert gingen alle Besitzungen verloren, die Familie zerstreute sich, und ein Zweig kam nach Schottland²⁾. Der letzte männliche Sproß dieses Zweiges auf britischem Boden, der Schiffskapitän George Parish, siedelte 1756 nach Hamburg über. Er war der Vater unseres John Parish. Der Zusammenhang der Parish von Hamburg mit dem alten englischen Geschlechte dieses Namens ist durch zahlreiche Urkunden und durch das übereinstimmende Wappen erwiesen, drei Einhornköpfe, welche von der Familie nachweisbar schon 1375 und später ständig, so auch in Hamburg als Wappen verwendet wurde, und welche die gegen-

1) Die Benutzung der Memoiren John Parish's ist mir in höchst dankenswerter Weise durch die Familie gestattet worden. Kurze Übersicht über deren Genealogie (auf Grund mühsamer Forschungen des leider kürzlich verstorbenen Freiherrn Richard von Parish in Vevey) im „Gothaischen Genealogischen Taschenbuch der Freiherrlichen Häuser“, 1901, S. 542.

2) Der Familienname war zuerst „Paris“ (mit manchen Variationen); erst seit 1679 lautet er stets „Parish“ (Authentische Auszüge aus den Geburts-, Trau- und Sterberegistern von Leith, im Besitze der Familie).

wärtig dem österreichischen und preußischen Adel angehörigen Mitglieder der Familie gleichfalls noch im Wappen führen. Die Betätigung in bürgerlichen Gewerben aller Art war im englischen Adel für die nachgeborenen Söhne und den von ihnen begründeten Seitenlinien von jeher allgemein üblich.

John Parish begann die Niederschrift seiner Lebenserinnerungen im Alter von 57 Jahren, nämlich am 10. Dezember 1797, auf seinem Landsitze in Nienstedten an der Elbe, und zwar auf Bitten seiner Tochter Henriette („Henny“, wie sie der Vater immer nennt) und deren Gatten Hercules Ross of Rossie Castle („The Laird“). Beiläufig gesagt: ein Sohn dieses Paares, Horatio Roß († 1885), war einer der besten Schützen und vielleicht überhaupt der namhafteste Sportsmann, den Schottland je erzeugt hat.

Johns Vater Georg war, wie bereits erwähnt, Schiffskapitän; seine Fahrten gingen von Hamburg aus, aber unter englischer Flagge, im Dienste eines der dortigen englischen Faktorei angehörigen Kaufmanns, namens Antony Simpson. Von dieser Faktorei muß daher das Nötigste hier gesagt werden ¹⁾.

Die englische „Court“ in Hamburg — so wurde sie allgemein genannt — war der letzte Rest der „Fellowship of the Merchant Adventurers of England“, jener alten, hochangesehenen Gilde see-fahrender Kaufleute, die in den entscheidungsreichen Zeiten des 15. und 16. Jahrhunderts den englischen Außenhandel, namentlich dessen damals weitaus wichtigsten Teil, den Tuchexport, mächtig gefördert und die im Mittelalter England beherrschenden fremden Kaufleute, besonders die der deutschen Hanse, hinausgedrängt hatte. Im Jahre 1567, beim Ausbruch der niederländischen Wirren, verlegten die Adventurers ihren Tuchstapel von Antwerpen nach Hamburg, wo sie große Privilegien erlangten. Sie brachten der Stadt einen ansehnlichen Zuwachs an Handel, entfremdeten sie aber zugleich der Hanse, was für diese einer der letzten Nägel zu ihrem Sarge war. Im Laufe der folgenden Jahrhunderte

1) Die Anfänge der Faktorei habe ich geschildert in meinem Buche: „Hamburg und England im Zeitalter der Königin Elisabeth“. Jena 1896.

wurden die Privilegien der „Court“ für die Hamburger selbst sehr drückend. Aber obwohl das frühere Handelsmonopol der Adventurers in England bald nach der Revolution von 1688 aufgehoben wurde und die Gesellschaft in ihrer Heimat seitdem nur noch eine Scheinexistenz führte, wagte Hamburg, aus Besorgnis vor englischen Repressalien, doch nicht, ihr die Privilegien zu nehmen. Erst Napoleon blieb es vorbehalten, nach der Besetzung Hamburgs im Jahre 1806 der Faktorei ein gewaltsames Ende zu bereiten.

John Parish spricht sich in seinen Erinnerungen sehr abfällig über die damaligen Mitglieder der englischen Faktorei aus. Allerdings ist dabei in Rechnung zu ziehen, daß er von ihnen als Eindringling betrachtet und auf jede Weise bekämpft wurde. Aber sein Urteil stimmt überein mit manchen anderen Meinungen und war sicher nicht unbegründet. Er sagt:

So bedeutungslos manche von ihnen waren, so hatten sie doch als Körperschaft immer noch etwas zu bedeuten. Ein ansehnlicher Teil des von England kommenden Geschäfts war noch an einige ihrer Häuser gefesselt. Mit ein wenig Weitsichtigkeit hätten sie wohl einen Teil des Ansehens sich bewahren können, das sie von ihren Vorfahren geerbt hatten. Aber was war ihr Charakter? Leerer Hochmut! Wichtigtuerei mit ihrer Herkunft! Es waren Lebemänner, deren häusliches Glück darin bestand, eine unechte Sorte von Müßiggängern zu züchten, weder geeignet, die Rasse zu verbessern noch einen neuen Kurs zu steuern. Wenn ich den alten Metcalf ausnehme, hätte man aus allen zusammen noch nicht einen ordentlichen Kaufmann machen können.

Eifersucht verhinderte die Anstellung englischer Gehilfen in ihren Kontoren, und während die Chefs auf dem Lande sich ihren Maitressen widmeten, leiteten ihre deutschen Kommis das Geschäft in der Stadt. Das geschah mit solchem Erfolge, daß die jungen Deutschen einen großen Teil des ausgezeichneten Geschäfts eroberten, welches die Eitelkeit ihrer gedankenlosen Chefs als deren Erbteil betrachtete. Ich habe es erlebt — nenne es nicht Prahlerei, Henny, sondern schicklichen Stolz — daß der Umsatz eines Monats vom Geschäfte meines Vaters größer war, als der Jahresumsatz aller Mitglieder der ganzen Gesellschaft.

Diese herbe Charakteristik war jedenfalls auf Antony Simpson¹⁾, den Prinzipal von Johns Vater George, mit gemünzt. Im

1) Simpson war 1740 Mitglied der „Court“ geworden. Er kaufte in Nienstedten einen großen Hof, legte dort einen schönen Garten an und baute ein Haus,



Lady Ross

Jahre 1755 machte Simpson Bankrott, weshalb George Parish die Seefahrt aufgab und ein kleines Geschäft als Segelmacher, Schiffsmaterialhändler und dergleichen am Hamburger Hafen (an den „Vorsetzen“) begründete. Seine Familie, die er bislang in seiner Heimatstadt Leith mit 40 £ jährlich mühsam ernährt hatte, ließ er jetzt nach Hamburg kommen. Sie bestand aus seiner Frau, zwei Söhnen und einer Tochter.

Der älteste Sohn John war damals (1756) 14 Jahre alt. Er hatte nur eine ganz geringe Erziehung genossen, da er auch zur See gehen sollte. Doch seine erste Seereise war nach — Hamburg, wo er als Schiffsjunge auf der „Garland“ ankam, deren Kapitän Smith sein Onkel und später viele Jahre in seinen Diensten war. Mit Mühe nur bewog Vater George seinen Sohn, Jacke und lange Hosen abzulegen und sein Ausläufer zu werden.

Kapitän George war kein Kaufmann und führte keine Bücher. Erst 1759 ermittelte sein Sohn, daß das Geschäftskapital sich auf 4210 Mk. Kurant und 16 Schillinge belief. John hielt seitdem eine Art Ordnung aufrecht, bemerkte aber bald, daß er selbst vom Handel und seinen Erfordernissen nicht das geringste verstand. Oftmals bat er den Vater, ihn auf irgend einem Kontor unterzubringen. Das wurde auch vielfach versucht, doch immer vergebens. Schließlich erbot sich der schon genannte Metcalf, ihn anzunehmen, wenn er sich auf sieben Jahre als Lehrling und auf drei Jahre als Gehilfe mit 20 £ Jahresgehalt verpflichtete. Der Vater lehnte es begreiflicherweise ab, ihn so billig herzugeben; er sagte seinem Sohne: „Young spark, that wo'nt do“, und John blieb bei dem Alten, dem er seine Segel zuschnitt,

das er ungewöhnlich prächtig einrichtete. Bald nach seinem Bankrotte gelangte das Landgut in die Hände des regierenden Grafen Wilhelm zu Schaumburg-Lippe, der es 10 Jahre lang besaß; es war damals einer der schönsten herrschaftlichen Landsitze in der Umgegend Hamburgs. Hundert Jahre später, im Jahre 1864, wurde das Haus nebst Garten — alles übrige war inzwischen veräußert worden — wieder von einem Fürsten gekauft, von dem Herzoge Friedrich von Schleswig-Holstein-Augustenburg, dem damaligen Prätendenten, der es zwei Jahre lang besaß. In diesen Jahren hat auch seine Tochter, unsere jetzige Kaiserin, dort gelebt. Es ist die jetzige Villa Newman.

sein Pech, Teer und Werg verkaufte, zur großen Zufriedenheit des Kapitäns, der ihn 1760 zum Teilhaber machte. Um dem Geschäft den Anstrich eines richtigen Hauses zu geben, erhielt es die Firma Geo. Parish & Son. Den Geschäftsfreunden wurde ein großes Diner gegeben, dabei der neue Partner eingeführt und auf das Gedeihen des Geschäfts eine gewaltige Menge Punsch getrunken. „Father and son were more than half seas over and, I believe, went reeling to bed.“

Im Jahre 1761 starb erst die Mutter und gleich darauf auch der Vater, wodurch John in seinem 20. Lebensjahre die Aufgabe erwuchs, für sich und seine Geschwister selbständig zu sorgen. Das Geschäftskapital betrug damals nominell 18 422 Mk. Banko, aber nach Abzug der schlechten Schulden blieben für jedes der Geschwister nur 3000 Mk. übrig. John Parish übernahm nun das Geschäft allein, und damit erst begann seine eigentliche kaufmännische Laufbahn.

Er selbst meinte später, er müsse wohl damals den Eindruck eines frühreifen Naseweises gemacht haben. Das verstärkte noch das Übelwollen seiner Landsleute von der englischen „Court“, während er sich unter den Hamburgern manche Freunde erwarb. An dieser Stelle seiner Memoiren finden sich folgende charakteristische Reflexionen:

Ich war damals ein Hamburger. Meine Landsleute weigerten sich, mich, und sei es selbst als Diener, an den Privilegien teilnehmen zu lassen, auf die ich ein Geburtsrecht hatte. Dieses selbe Geburtsrecht unterwarf mich doch den Gesetzen meines Landes, als die ungerechten Hände von Sir James Mariott während des amerikanischen Krieges auf mich gelegt wurden und ich als Feind des Landes angesehen ward. Damals — so helfe mir Gott! — konnte ich mich und meine Familie nur als ein Hamburger Kaufmann ehrenhaft ernähren; ich mußte die englische Flagge auf vier meiner Schiffe streichen und die drei Türme von Hamburg heißen.

Sir James Mariott war langjähriger Vorsitzender des britischen Admiraltätsgerichts. Er wurde wegen seiner willkürlichen Rechtsprechung in Prisonsachen von den Kaufleuten der

neutralen Nationen bitter gehaßt, ganz besonders auch in Hamburg¹⁾).

Sir James drohte sogar, Parish verhaften zu lassen, wenn er den Fuß auf englischen Boden zu setzen wagte. Noch mehr „— mark the asperity of tis unrelentig sinner!“ —: selbst 1794 noch, als Parish sich des vollen Vertrauens der englischen Regierung erfreute, erklärte jener ein Schiff als „gute Prise“, weil es John Parish von Hamburg, einem „offenen Feinde Englands“, gehörte; und bald darauf mußte dieser mit Entsetzen und Grimm sehen, daß sein Name obenan stand unter denen, welche gegen Englands Interesse mit Frankreich Handel trieben, auf einer Liste, die durch Sir James aufgestellt worden war, um den Kapitänen der englischen Kreuzer als Instruktion mitgegeben zu werden.

Der Widerspruch war um so schneidender, als an demselben Tage, da ich dieses Schriftstück empfang, in meinem Keller 600 000 £ englische Regierungsgelder lagen, in zwei englischen Kriegsschiffen an denselben John Parish, den offenen Feind seines Landes, gesandt, und zwar unter Übergehung des englischen Konsuls in Hamburg²⁾).

Parish beklagte sich darauf lebhaft bei der englischen Regierung und empfang die Antwort, jene Instruktion sei zwar leider längst verteilt, doch solle sein Name in der nächsten Ausgabe gestrichen werden; inzwischen möge er aus der Subsidienvermittlung ersehen, daß die Regierung weder ihm noch seinem Hause feindlich gesinnt sei. Als Parish drei Jahre später in seinen Erinnerungen darüber berichtete, fügte er hinzu:

Seitdem hörte ich nichts mehr von jenes Mannes Gift und Galle. Niedergedrückt vom Gewicht seines Alters und seiner Sünden, wird er bald nur eine Hand voll Schmutz sein. Wehe seiner Seele, wenn sie an einem anderen Orte nicht mehr Gnade findet, als er selbst in seinem Gerichtshofe ausgeübt hat!

1) Büsch, Über das Bestreben der Völker neuerer Zeit, einander in ihrem Seehandel recht weh zu thun. Hamburg 1800. Auf diese Dinge wird zurückzukommen sein.

2) Auch von diesen Regierungsgeldern — Subsidien für Preußen — werden wir später ausführlich berichten.

Die Geschichte ist so bezeichnend für den Mann, seine Gesinnung und sein Temperament, daß ich sie, den Memoiren folgend, schon an dieser Stelle untergebracht habe, obwohl die Ereignisse, von denen sie handelt, erst einer späteren Zeit angehörten.

II.

Die Krisis von 1763 und die folgende Zeit.

Parish's Erzählung wendet sich nun dem Jahre 1763 zu, sowie den Wirkungen des mit diesem Jahr endigenden Siebenjährigen Krieges für den Hamburger Handel im allgemeinen und für das Haus Parish im besonderen. Der alte, treffliche Büsch hat in seinem — gleichfalls 1797 verfaßten — „Versuch einer Geschichte der Hamburgischen Handlung“¹⁾ auch von jenen Wirkungen und der mit ihnen zusammenhängenden großen Handelskrisis des Jahres 1763 gesprochen. Es ist von hohem Interesse, die Darstellung des Praktikers mit derjenigen des Theoretikers zu vergleichen, um so mehr, als sie Freunde waren und sicher oft miteinander über diese Dinge gesprochen haben.

Beide stellen fest, daß der Hamburger Handel im Siebenjährigen Kriege florierte: „Wir verdienten Geld“ — sagt Parish — „wie Kaufleute zu Kriegszeiten immer tun; denn an sie muß der Finanzmann sich in solchen Zeiten immer wenden, um den Plänen seines Kollegen, des Kriegsministers, mehr Spielraum zu verschaffen.“ Diese Generalisierung ist — was Büsch als historisch gebildeter Mann wußte — insofern jedenfalls nicht richtig, als es Kriege wie der Dreißigjährige gibt, welche dem Handel viel mehr Nahrung nehmen als zuführen. Der Siebenjährige Krieg war in Deutschland der erste, der hiervon eine Ausnahme machte: er förderte nicht nur die von Parish ausschließlich er-

1) Wiener Ausgabe seiner Schriften, Bd. XII. Vgl. jetzt auch W. P. Sautijn Kluit, De Amsterdamsche Beurs in 1763 en 1773. Amsterdam 1865.

währten staatlichen Kreditgeschäfte mit den Kaufleuten, sondern auch deren Warenhandel. Beide stimmen dann freilich wieder darin überein, daß jene und andere Kreditgeschäfte die Ursache der Krisis von 1763 bildeten. Aber während Büsch tiefer auf die sachlichen Momente eingeht, welche die Geschäfte hervorriefen, legt Parish das Schwergewicht seiner Darstellung auf die subjektiven Beweggründe, welche die Kaufleute zu ihnen veranlaßten. Und zunächst schildert er das gewaltige, sinnreich konstruierte Getriebe des Kapitalverkehrs in Friedenszeiten:

Im Frieden wird alles Geld produktiv umgesetzt; jeder Viertelzentner Ware hat seinen Anteil an der Geldzirkulation¹⁾, und so genau ist dies kalkuliert, daß nicht das geringste davon genommen werden kann, ohne daß ein anderes Rad in Bewegung gesetzt werden muß, um das Verlorene zu ersetzen. Es ist eine wunderbare Maschine, welche die Geschicklichkeit des Menschen beweist. Ich habe oftmals tief darüber nachgedacht, und je mehr ich es tue, desto mehr bewundere ich den Scharfsinn der Handhaber dieses gewaltigen Mechanismus. Überlegt selbst einen Augenblick, was das bedeutet: ein Volk, das Vertrauen genug besitzt in seine Regierung, seine Gesetze, seine Finanzeinrichtungen, daß es ein Stück Papier ebenso gierig in den Geldschrank legt wie ein neugeprägtes Goldstück!

Doch weiter verrät uns Parish hier nichts von den Ergebnissen seines Nachdenkens, über den Kapitalverkehr, vielmehr fährt er fort:

Im Siebenjährigen Kriege wurde eine ungeheuere Papierzirkulation in Gang gebracht, über den ganzen Kontinent hin, und die ersten Häuser von Amsterdam und Hamburg wurden durch hohe Provisionen verführt, sich an ihr zu beteiligen. Das Rad wurde in Bewegung gesetzt.

Hier läßt uns Büsch tiefer blicken: die englischen Subsidienzahlungen in Deutschland, die Lieferungsgeschäfte für die Kriegsheere, die schweren Kontributionen, welche Friedrich der Große den Sachsen auferlegte, die auch durch ihn hervorgerufene Verschlechterung der deutschen Münzen, die Ausgabe großer

1) So verstehe ich die Worte: „Every quarter has its quota, in a representative, to serve as a circulating medium.“ Sie zeugen von tiefer Einsicht in das Wesen des Geldumlaufs.

Massen von Papiergeld durch die schwedische Regierung bei ihrer Beteiligung am Kriege, — alle diese Momente veranlaßten eine ungeheure Wechselreiterei, bei der sich in Berlin namentlich der persönlich höchst ehrenwerte Gotzkowsky, in Amsterdam das große Haus der Gebrüder de Neufville, daneben aber auch noch viele Häuser in Berlin, Leipzig, Hamburg, Amsterdam und Schweden beteiligten. Alle diese Geschäftshäuser akzeptierten Wechsel in weit höherem Maße, als ihre Verhältnisse es rätlich erscheinen ließen. Wie kamen sie dazu? Eine Frage, die Parish folgendermaßen beantwortet:

Das Geschäft, für andere Wechsel zu akzeptieren, bringt dem Kaufmann mit bedeutendem Kredite eine leicht geerntete Provision ein. Auch erhöht es das Ansehen eines Geschäftsmannes. Sein schwindelnder Ehrgeiz bringt leicht seine Vernunft zum Schweigen, wenn ihn die ersten Handelshäuser anspornen, den Geschäftsgang zu beschleunigen und zu vergrößern, wenn er geschmeichelt hört, daß nur mit Leuten seiner Art solche Geschäfte gemacht werden können. Wie wenige von uns würden widerstehen! Der Köder wird geschluckt, und der erste Teil der Veränderung vollzieht sich ohne Störung. Frühere Vorsicht hatte seinen Kredit fest begründet. Sobald er jetzt den Fuß in die Börse setzt, wird er umgeben und bedrängt von einem Schwarm von Maklern, die ihn um Wechsel bitten. „Machen Sie Ihren eigenen Wechsel!“ heißt es; er tut so und bemerkt, daß nur der seinige bereitwillig genommen wird. Welches Futter für die Eitelkeit! Turmhoch erhebt er sich über seine Nachbarn, und bald hält er sich für Achse und Pfeiler der Börse.

In einer Laufbahn solcher Art wiegt jedes kaufmännische Vermögen federleicht. Wenn der Mann wirklich Mut genug besitzt, in sein Akzeptbuch zu schauen, so bemerkt er, wie weit er schon über die Grenzen seiner Kräfte hinausgetrieben ist. Zu spät, an Rückzug zu denken! Vorwärts muß er, immer weiter in der Strömung, selbst wenn er sieht, daß er bestimmt ist, im Ozean zu scheitern. Seine Kunden behandeln ihn schon mit weniger Respekt; sie sind im selben Fahrzeuge eingeschifft, und mit ihm müssen sie sinken oder schwimmen. Seine Erträge sind groß; aber auch die Massen seiner Akzepte werden allgemein sichtbar und deren Diskont beginnt zu steigen. Ehe er sich dessen versieht, macht das Lächeln auf des Maklers Gesicht einem Ausdrucke Platz, der Mißtrauen verrät. Sein Stolz verläßt ihn. Von allen aufgegeben, verläßt er seinen Börsenstand, um seine Demütigung zu verbergen, und kehrt in sein Kontor zurück, ohne von seiner langen Liste von Wechseln etwas losgeworden zu sein.

Die Maschine, des Wassers für ihren Betrieb beraubt, stürzt bald mit einem Krach zusammen, indem sie alles mit sich fortreißt, und Tausende kleiner, gedankenloser Sterblicher sieht man im Mühlwehr zappeln.

Das, geliebte Henny, ist das getreue Bild eines solchen Kaufmanns, und ein solcher bin ich selbst mehr als einmal gewesen; aber ebenso oft habe ich glücklicherweise dem Sturme widerstanden. Die Sorgen, die schlaflosen Nächte, die ich durchmachen mußte, wenn solche Verbindlichkeiten auf mir lasteten, drängen mich, Gott anzuflehen, daß meine geliebten Söhne sich nie durch Vorteile irgendwelcher Art versuchen lassen möchten, derartigen Gefahren sich auszusetzen, zumal da sie jetzt schon wie auf Sammetpolstern sitzen, da sie ein Geschäft haben, so beneidenswert wie möglich, so vollkommen genügend, um jeden maßvollen Ehrgeiz zu befriedigen.

Dieses Gebet John Parish's ging nicht in Erfüllung. Doch kehren wir wieder zurück zum Jahre 1763. Damals erreichten jene schwindelhaften Wechselgeschäfte ihren Höhepunkt, und selbst die ehrbaren kleinen Bürgersleute ließen sich, wie Parish erzählt, durch die hohen Diskontsätze (10 bis 15%) massenhaft verleiten, ihre Ersparnisse in Reitwechselln anzulegen. Da stellte am 25. Juli plötzlich das hochangesehene Haus Gebrüder de Neufville in Amsterdam, welches an der Spitze der ganzen Bewegung stand, seine Zahlungen ein; „a general crash“ — dieser Ausdruck ist also nicht erst 1873, sondern viel früher entstanden — „took place on the Continent“: nicht weniger als 62 Amsterdamer und 54 Hamburger Häuser, darunter solche ersten Ranges, fielen gleichfalls; ihnen folgten weitere Bankrotte in Berlin, Breslau, Leipzig, Frankfurt a. M. usw.

Es war ein vollständiges Erdbeben; nur wenige gut gezimmerte Häuser blieben ganz unerschüttert; der wilde Spekulant, der vertrauensselige Bankier, der unvorsichtige Kaufmann — sie alle lagern hingestreckt am Boden und mußten mit Weib und Kindern ihr Schicksal beweinen. Doch die schließlichen Wirkungen waren gut: die Börse wurde befreit von einer Reihe baufälliger Häuser, und dadurch wurde für andere Platz gemacht. Auch blieb ein tiefer, langdauernder Eindruck zurück: Scheu vor übergroßem Vertrauen und Abkehr von dem maßlosen Luxus der letzten Jahre.

Parish, der sich ebenfalls an jenen Wechselgeschäften beteiligt hatte, kam dennoch ohne schweren Schaden davon. Leider

geht er aber in seinen Memoiren über seinen Anteil an der Krisis kurz hinweg, ebenso über die nächstfolgende Zeit. Sein Kapital betrug Ende 1763: 22 435 Mk. Banko. Im Jahre 1765 gab er seinem Bruder ein Fünftel Anteil am Geschäft, und 1767 hatte sich das Kapital auf 38 000 Mk. vermehrt. Im folgenden Jahre heiratete er, und die Sorge für eine rasch wachsende Familie — von 1769 bis 1781 wurden ihm acht Kinder geboren — wirkte auf ihn sehr günstig: sie trug dazu bei, seinen Hang zum Wohlleben zu mäßigen und spornte zu doppelten Anstrengungen an. Der Geschäftsgang war nach der Krisis in Hamburg viele Jahre lang ein flauer, und Parish mußte von früh bis spät umherlaufen, um vorwärts zu kommen. So gelang es ihm, bis 1772 sein Kapital bis auf 54 000 Mk. zu erhöhen.

Dann sagte ich mir: „Gut gemacht, mein Junge! Das Schlimmste ist vorüber! Bald wirst du bei 10 000 £ anlangen, und dann heißt es sich aus dem Staube machen.“ Das war tatsächlich meine Absicht. Ich hatte ganz nette Beziehungen angeknüpft und hielt mich für vollkommen geborgen; wie wenig ahnte ich, was mir bevorstand!

Wir kommen nun zum Jahre 1773 — die Jahre mit der Ziffer „3“ am Ende waren für Parish, wie er wiederholt betont, Unglücksjahre — und damit zu einer neuen schweren Wirtschaftskrisis, welche 1772 eingeleitet worden war durch den Fall des großen englischen Bankiers Fordyce, und die im folgenden Jahre durch den Bankrott des zweitgrößten Amsterdamer Geschäftshauses, Clifford & Söhne, weithin Unheil verbreitete. Die Hamburger Börse blieb jedoch zunächst unberührt, und Parish hatte die ganze Sache bereits fast vergessen. An einem schönen Sommerabend saß er nichtsahnend in einem bescheidenen Häuschen, das er auf dem Lande für seine Familie genommen hatte, zwei seiner Kinder auf den Knien, froh über die wohlverdiente Ruhe nach den Mühen des Tages, — da kam ein Expresbrief von Bremen mit der Nachricht: Turner ist bankrot!“ Es war eine verspätete Folge des Bankrotts von Fordyce.

Meine gesamten verfügbaren Mittel wurden hierdurch in Anspruch genommen. Gezwungen, mich nach unmittelbarer Hilfe umzuschauen,

war ich im Nu nach der Stadt unterwegs und am nächsten Tage gerüstet, allen Anforderungen zu begegnen: 4000 £ protestierte Wechsel — damals für mich noch ein großer Betrag — wurden von mir aufgenommen ohne die geringste Schädigung meines Kredites.

Aber wenn sich auch am Jahresschlusse nur ein buchmäßiger Kapitalverlust von 8000 Mk. ergab, so waren dabei doch 64 000 Mk. schlechte Ausstände für voll angerechnet, die sich später als gänzlich wertlos herausstellten, so daß tatsächlich eine bedeutende Unterbilanz vorhanden war.

Parish war nicht der Mann, sich dadurch entmutigen zu lassen, und die Art, wie er später von dieser kritischen Lebensperiode sprach, zeigt klar und deutlich, wes Geistes Kind er war:

Ich befand mich gerade inmitten meines häuslichen Glücks: ein Prachtkind folgte dem anderen. „Nur nicht stolpern, Fuhrmann“, sagte ich mir — „all dies werden wir schon kriegen; wie sagt doch das gute, alte deutsche Sprichwort: »So viele Kinder, so viel Gottesegen!«“ Ich fühlte mich als der reichste Mann unter der Sonne.

Anders stand es mit Johns Bruder George; der seufzte und ließ den Kopf hängen; inständig bat er John, sich künftig auf das sichere Schiffsmaterialgeschäft zu beschränken. Die Antwort lautete: „Kriech in eine Nußschale, wenn du Lust hast, lieber George, wir wollen uns trennen. Übernimm du als deinen Teil das ganze Schiffsgeschäft mit allen Vorräten; ich will mich schon allein durchschlagen.“ George wurde rot, nahm aber das Anerbieten dankbar an.

Das Jahr 1774, das erste nach dieser Trennung der Brüder, brachte Johns Kapital auf 83 711 Mk.; das folgende schloß dagegen mit 10 000 Mk. Verlust ab, wozu noch 30 000 Mk. schlechte Ausstände kamen. Wieder nahm er sich vor, nach Erzielung von 100 000 Mk. das Geschäft aufzugeben; denn ihm schwante neues Unheil; doch als schon 1777 das Kapital bis auf 138 000 anwuchs, vergaß er seinen Entschluß, wie das stets geschieht, wenn die Wolken sich verziehen und das Schiff mit vollen Segeln die Wellen durchschneidet.

III.

Damaliger Zustand des Hamburgischen Handels.

Der Handel Hamburgs hat sich von jeher in starken, durch weite Abstände voneinander getrennten Sprüngen entwickelt. Seit dem Aufschwunge der Jahre 1570—1620 infolge der niederländischen Religionswirren und dem dadurch herbeigeführten Sinken Antwerpens, seit jenem mächtigen Aufschwunge, dem Hamburg seine Bedeutung als zweitgrößter Seehafen des europäischen Festlandes verdankte, war die Entwicklung nur eine langsame gewesen. Vielleicht darf man sogar sagen, daß der hamburgische Handel seitdem bis zum letzten Viertel des 18. Jahrhunderts eher stagniert hat. Wohl waren einzelne Teile des Handels gewachsen, aber andere waren zurückgegangen, und der Gesamtumfang scheint sich, soweit die freilich etwas mangelhaften Materialien erkennen lassen, weniger verändert zu haben, als man bei der Länge der inzwischen verstrichenen Zeit annehmen sollte.

Vor allem war Hamburg immer noch ein ausschließlich europäischer Handelsplatz geblieben. Das „Kolonialsystem“, welches den Handel mit den Kolonien dem eigenen Mutterlande vorbehielt, hinderte noch so gut wie jeden direkten Verkehr Hamburgs mit außereuropäischen Ländern. Nur ganz ausnahmsweise kam es vor, daß Schiffe aus Amerika im hamburgischen Hafen ankamen. Die Kolonialprodukte erhielt Hamburg durch Vermittlung der Niederlande, Großbritanniens, Frankreichs, Spaniens und Portugals. Aber die verhältnismäßige Bedeutung dieser Länder für Hamburg hatte sich seit dem 16. Jahrhundert verschoben.

Die Bedeutung der Niederlande hattè schon abgenommen, war aber immer noch eine sehr große; noch immer kamen alljährlich von dort 700—800 kleine Fahrzeuge in Hamburg an, beladen mit allen den Waren, für welche Amsterdam noch der Mittelpunkt des Welthandels war, und mit den eigenen Produkten der niederländischen Provinzen. Der Verkehr mit Frankreich war bedeutend gewachsen, zuerst dadurch, daß seit 1685 ver-

triebene französische Hugenotten den Handel mit französischem Wein in Aufnahme gebracht hatten, dann dadurch, daß seit 1735 der Export der französischen Kolonien in Westindien durch Aufhebung des Monopols der französischen Westindia-Compagnie aufgeblüht war. Hamburg wurde damals für französische Kolonialwaren der wichtigste Absatzmarkt, und auch für Hamburg war dieser Handel länger als ein halbes Jahrhundert hindurch von größter Bedeutung, kam doch bis zu den Revolutionskriegen die Hauptmasse des hamburgischen Kaffee- und Zuckerimports aus Frankreich. Auch der Verkehr mit Großbritannien hatte jedenfalls stark zugenommen; namentlich läßt sich das für den Import von Steinkohlen aus Newcastle feststellen; aber auch von Kolonialwaren und von englischen Fabrikaten ist das Gleiche mit Sicherheit anzunehmen, entsprechend der schon damals ansehnlichen Entwicklung von Handel und Industrie in England; die Zahl der Schiffsankünfte aus Großbritannien war auf das Drei- bis Vierfache gestiegen. Dagegen hatte sich der Handel mit Spanien und Portugal anscheinend nicht wesentlich weiter entwickelt, und auch der direkte eigene Schiffsverkehr mit den Ländern des Mittelmeers, der sich vielversprechend gestaltet hatte, mußte wieder aufgegeben werden, weil Hamburg seine Schiffe nicht vor der Seeräuberei der Barbaresken schützen konnte; die Schiffe anderer Völker vermittelten diesen Verkehr, der jedoch keine große Bedeutung hatte. Im Verkehre mit den skandinavischen Ländern und mit Rußland hatten sich keine erheblichen Veränderungen vollzogen. Die Blüte der hamburgischen Islandsfahrt war längst wieder dahin und ebenso auch die der Grönlandsfischerei, die im 17. Jahrhundert 40—80 Schiffe beschäftigt hatte, wovon um die Mitte des 18. nur noch 12—18 übrig geblieben waren. Am schwersten gelitten hatte jedenfalls der Verkehr mit dem deutschen Hinterlande, besonders natürlich unter den Wirkungen des Dreißigjährigen Krieges. Zwar hatte dieser Verkehr sich wieder zu erholen begonnen, wobei die Hamburger selbst, z. B. durch Anregung zur Hebung der schlesischen Leinweberei

wesentlich geholfen hatten; aber hauptsächlich war jene Erholung ein Werk der fürstlichen Wirtschaftspolitik, und diese bildete zunächst für den hamburgischen Handel stets ein schweres Hindernis, weil sie den Import fremder Fabrikate und die Ausfuhr der eigenen Rohstoffe abspernte, während ihre Wirkungen für die Belebung des Exports von Fabrikaten sich nur ganz allmählich zeigten.

Überhaupt war ja das Jahrhundert vom Dreißigjährigen bis zum Siebenjährigen Kriege so recht die Blütezeit des Merkantilismus, jenes wirtschaftspolitischen Systems, durch dessen vielfache Absperrungsmaßregeln alle Regierungen Industrie und Handel des eigenen Landes hochzubringen suchten. Hamburg, das noch zum großen Teil angewiesen war auf internationalen Zwischenhandel, weil der deutsche Ein- und Ausfuhrhandel noch keinen großen Handelsplatz ernähren konnte, Hamburg empfand den Merkantilismus aller Staaten nur als Schädigung der eigenen Existenz. Eben erst hatte es begonnen, den rechten Weg aus dieser schlimmen Lage zu finden. Unter dem Drucke der scharfen Konkurrenz, welche seinem Kommissionsgeschäfte durch das von Dänemark mit dem Freihafenprivilegium ausgestattete Altona erwuchs, hatte Hamburg 1727 wenigstens seine Durchfuhrzölle aufgehoben, während die weitergehenden Wünsche der Kaufmannschaft nach Errichtung eines „unbeschränkten Portofranco“ noch lange Zeit unerfüllt blieben.

Besonders schwer wurde der Druck dieser ungünstigen Verhältnisse in Hamburg unmittelbar vor dem Siebenjährigen Kriege empfunden, wie vielfältige Klagen der Kaufmannschaft und ihrer Vertreter, der Kommerzdeputierten, beweisen. Ihren damaligen Berichten sind die folgenden Äußerungen entnommen; sie stammen sämtlich aus den Jahren 1756 und 1757.

Es sind zu unserer Börse größten Bestürzung verschiedene Quellen unserer Handlung so schleunig und so augenscheinlich vertrocknet, daß solches der Aufmerksamkeit E. Hochw. Rats unmöglich hat können vorgehen bleiben. Der Wachshandel, die Handlung mit Leinen, mit Indigo,

mit Juchten hat sich seit einigen Jahren beinahe ganz von der Stadt abgewandt. Eben diese Bewandnis hat es mit den Blechen. Die lübeckischen Kupfermühlen, deren verarbeitetes Kupfer hier transito durchgehen oder auf Altona versandt werden kann, tun den hiesigen immer mehr Abbruch. Unsere Sammet- Gold- und Silberfabriken, unsere Zuckersiedereien, Kattundruckereien, Färbereien scheinen sich ihrem Untergange allmählich zu nähern. Verschiedene Schiffsladungen von Korinthen sind seit ein paar Jahren nach Altona gegangen, die Altonaer haben ansehnliche Lager von schlesischen und westfälischen Leinwänden, Blechen und anderen Produkten, die vormals alle auf Hamburg kamen, die Spedition von Wein und Branntwein hat hier fast gänzlich aufgehört. Es kann nicht geleugnet werden, daß die Ursachen dieses Verfalls unseres Commerzii und der Anfang dieser für die Stadt traurigen Epoche in dem, in ganz Europa und vornehmlich in Deutschland und den Nordischen Reichen in Ansehung der Kommerzen veränderten System und in der Bemühung, die alle benachbarte und entfernte Staaten anwenden, die Handlung in ihrem Lande emporzubringen, in der Ansehung eigener Manufakturen und Fabriken, in der verbotenen Einfuhr ausländischer Waren zu suchen sind.

Ein jeder will die Waren aus der ersten Quelle haben und verschreibt selbige nicht, wie vorher, von Hamburg, sondern direkt von dem Orte, wo selbige am ersten zu haben sind. Wir haben 2^o/_o Zoll auf alle Waren nach Spanien und Portugal, welche unsere Benachbarten, als Bremen und Altona nicht haben. Dadurch haben sie den weißen Leinen- und den Weinhandel fast gänzlich an sich gezogen Die vorhin ganz konsiderable Negocie auf Dänemark, Schweden ist ganz von der Stadt, wodurch viele Familien durchaus sind ruiniert worden Das Commerce auf Rußland, da es meistens von Petersburg nach Lübeck geht, ist nicht die Hälfte mehr wie vorher. Auf Grönland haben wir 12—13 Schiffe, da wir doch vor wenig Jahren noch 60 Schiffe gehabt haben. Unsere vorige Schifffahrt nach Portugal, Spanien und der Mittelländischen See ist wegen der Algerier gänzlich gehemmt Die Schifffahrt liegt gänzlich danieder; es sind nur noch sehr wenige, welche ein Geschäft treiben wollen, das mit so großer Gefahr und mit so wenig Nutzen verknüpft ist Betrachtet man die hiesigen Fabriken, wie elend sieht es damit aus Hamburg ist das lange nicht mehr, was es vordem gewesen.

An diesen Klagen war manches sicherlich übertrieben. Wenigstens lassen die Zolleinnahmen der hamburgischen Kämmerei darauf schließen. Diese hatten sich in dem Jahrzehnt 1730/40 jährlich im Durchschnitt auf rund 180000 Mk. Courant belaufen, im Jahrzehnt 1740/50 auf rund 217000 Mk., also in beiden Jahr-



zehnten zusammen durchschnittlich auf etwa 200 000 Mk. In den folgenden sieben Jahren hielt sich die Durchschnittseinnahme auf rund 210 000 Mk. und sank nur in einzelnen Jahren unter jene normale Ziffer von 200 000 Mk., nämlich 1754/55 auf 185 000, 1756/57 auf 188 000 Mk. Auch die Einnahme aus dem „Lucienschoß“, einer Art Vermögenssteuer, läßt darauf schließen, daß nur jene letzten Jahre vor dem Siebenjährigen Kriege wirklich schlechte waren; diese Einnahme, die (zusammen mit der aus Wacht- und Leuchtgeldern) vorher 243 000—245 000 Mk. betragen hatte, sank in den Jahren 1754/58 auf 233 000—237 000 Mk., was schließlich nicht so schlimm war, wie man nach den Klagen der Kaufmannschaft annehmen mußte; indes darf man auf solche ältere finanzstatistische Zahlen auch nicht allzuviel Gewicht legen; das Steuer- und Zollgewissen war damals noch nicht besonders entwickelt. Nur relative Bedeutung kann man jenen Zahlen beimessen: sie lassen ein Auf- und Abwogen der Konjunktur in engen Grenzen erkennen, mit einer schwachen durchgehenden Tendenz zur Aufwärtsbewegung. Beides ließe sich noch viel weiter zurückverfolgen, und darin änderte sich auch noch nichts Wesentliches in den folgenden zwei Jahrzehnten.

Der Siebenjährige Krieg brachte nur eine rasch vorübergehende Belebung des Geschäftsganges; die Zolleinnahme stieg auf durchschnittlich 223 000, in einzelnen Jahren auf 240 000 Mk. und darüber, die Schoßeinnahme erreichte wieder die frühere Höhe von etwa 245 000 Mk. Wenn Büsch¹⁾ berichtet, im Jahre 1759 sei die Schoßeinnahme von 100 000 auf 120 000 Thlr., also von 300 000 auf 360 000 Mk. Courant gestiegen, so ist das nur erklärlich, wenn man bedenkt, daß die Ergebnisse der Finanzverwaltung geheim gehalten wurden, daß Büsch also einer Täuschung anheimgefallen sein muß. Ebenso täuschte er sich selbst sicherlich, wenn er meinte, das Jahr 1759 sei das Jahr des größten und solidesten Wohlstandes der Stadt gewesen; nur in bezug auf die

1) Versuch einer Geschichte der Hamburger Handlung, § 38.

Solidität des damaligen Wohlstandes, die er ganz besonders betont, mag er recht haben; dagegen überschätzte er dessen Größe ganz außerordentlich.

Von größerer dauernder Bedeutung als der Siebenjährige Krieg war für Hamburg die Tatsache, daß England seit 1765 endgültig aus einem Getreide ausführenden ein Getreide einführendes Land wurde¹⁾. Hierdurch erlangte der hamburgische Getreidehandel steigende Bedeutung, und zwar begnügte Hamburg sich nicht mit dem Export der Getreideüberschüsse seines eigenen Hinterlandes — sie wurden bald knapp —; vielmehr beteiligten sich Hamburger Kaufleute auch stark am direkten Getreidehandel zwischen Archangel und den baltischen Häfen einerseits, Westeuropa, namentlich England andererseits²⁾. Parish gehörte zu den Pionieren dieses Geschäftszweiges.

Im ganzen muß das Geschäft in Hamburg nach dem Siebenjährigen Kriege wieder geraume Zeit hindurch darnieder gelegen haben. Büsch berichtet dies übereinstimmend mit Parish, und es wird durch die Zoll- und Schoßeinnahmen bestätigt³⁾. Die Zeolleinnahmen fielen von 250 000 bis auf 180 000 Mk., die Schoßeinnahmen von 245 000 auf 229 000 Mk., welcher Tiefstand in den Jahren 1774/76 erreicht wurde; auch wurde damals wieder stark geklagt über Rückgang des Handels und der Häuserpreise. Aber

1) Vgl. hier namentlich Naudé, Die Getreidehandelspolitik der europäischen Staaten vom 13. bis zum 18. Jahrhundert, S. 122 ff., 380 ff., 418 ff.

2) Büsch a. a. O. § 49 spricht nur vom Getreidehandel ab Archangel, während er den weit bedeutenderen baltischen Handel nicht erwähnt.

3) Anders der nachherige Senator Westphalen in seiner 1806 verfaßten, ungedruckten kurzen Schrift „Der Zustand des Handels in Hamburg während der letzten 50 Jahre“ (niedergelegt im Turmkopf der Petrikirche bei dessen Reparierung). Westphalen sagt hier: „Als in den Jahren 1763—1776 Frankreichs Kolonien sich im blühendsten Zustande befanden, da ward unsere Stadt die jährliche Abnehmerin von 25 Millionen Pfund Kaffec, als dem $\frac{5}{12}$ Teil, und von 25 000 Fässern Zucker, als dem $\frac{1}{5}$ Teil der ganzen Ausfuhr der französischen Kolonien. Da nahm Hamburg schon 40 000 Oxhoft französische Weine und 4000 Stück Branntwein; da rechnete man schon Frankreichs Ausfuhr nach Hamburg jährlich auf 25 Millionen Mark Banko an Wert; auch nahm in diesen Jahren Hamburgs Verkehr mit Spanien, Portugal und England sehr zu.“ Woher Westphalen diese Zahlen genommen hatte, wäre noch zu untersuchen.

in der Stille entwickelte sich der Hamburger Handelsgeist um so mehr. Hören wir, was Büsch hierüber aus eigener Erfahrung berichtet:

Bei dem alten Gange des Eigenhandels ging der Kaufmann sehr ruhig zu Werke. Er trieb meist nur Geschäfte einer gewissen Art, handelte nur auf eine gewisse Gegend und hatte seine ziemlich gewissen Abnehmer. Im Spekulieren ging er nicht weit und enthielt sich aller Spekulation auf einen ihm unbekanntem Platz. Er verschrieb, und die mit den Waren an ihn gelangte Faktur belehrte ihn, was ihm dieselben kosteten. Wenig Kaufleute ließen sich Contifinti senden oder formierten Kalkulationen und bewahrten sie auf. Selbst einzelne verständige Kaufleute haben mir in jener Zeit gesagt: mancher Mann an der Börse verschreibt, ohne recht zu wissen, warum, und lauscht nachher, ob und wie ein anderer verständiger Spekulant eben die Ware verkauft. Hält dieser die Ware an sich, so tut er es auch; verkauft jener, so verkauft auch er zu gleichem Preise . . . ; die Spekulanten aber bewahrten ihre Kalkulationen als ein heiliges Geheimnis, selbst für ihre Comptoirbedienten. In Wechselgeschäften konnte so lange nicht viel geschehen, als die alten Kaufleute, deren ich noch viele gekannt habe, nicht die Arbitragerechnung kannten. Mit dieser Rechnung machte Graumann Hamburg zuerst in seinem Niederelbischen Arbitrage-Traktatrecht bekannt. . . . So änderte sich damals allmählich vieles in den Handlungsunternehmungen der Hamburger. Manches Geschäft wurde unternommen, das man bis dahin den Holländern gern überlassen hatte Es wurden immer mehr Unternehmungen von einem Hafen Europas zum andern gemacht, die nicht auf Hamburg gingen Daß es damals eine gute Periode für die Bildung junger Kaufleute, und wie groß ihre Wißbegierde war, davon erfuhr ich besonders die angenehmsten Beweise. Noch neu in meinem Amte, kündigte ich Vorlesungen über das Nützlichste in der Mathematik für die handelnden Bürger und späterhin über die Handlung selbst an. Beide wurden mit anhaltendem Fleiße nicht nur von Jünglingen, die zum Teil jetzt die Zierde unserer Börse sind, sondern auch von erwachsenen Männern besucht, die schon in Handlungsgeschäften lebten.

Daraus erwuchs Büschs „Hamburgische Handelsakademie“ (1768), und es erwachsen daraus alle seine Schriften über die Handlung:

„Dies hat ihren Charakter bestimmt, unter welchem sie sich bei solchen Lesern in und außer dem Kaufmannsstande beliebt gemacht haben, welche wissen und nicht aus einer Art von Handwerksstolz es ableugnen, daß nicht alle kaufmännische Weisheit sich auf dem Comptoir erlernen läßt.“

Das waren bemerkenswerte Symptome zunehmender geistiger Regsamkeit in der hamburgischen Kaufmannschaft. Und nun brach der Nordamerikanische Unabhängigkeitskrieg aus, der den Hamburgern den Weg eröffnete über den Atlantischen Ozean. Dann begannen die französischen Revolutionskriege, durch welche Amsterdam den größten Teil seines Handels einbüßte. Hamburg wurde die bedeutendste Handelsstadt des europäischen Festlandes. Zu den Männern, welche die damalige Gunst des Schicksals mit Tatkraft und Geschick zu nutzen wußten, gehörte in erster Linie auch John Parish.

IV.

Der erste große Geschäftsaufschwung

1774—1782.

Parish's Geschäfte begannen jetzt großen Umfang anzunehmen und seine kaufmännische Tüchtigkeit wurde immer reifer. Er fühlte sich auf der Höhe seiner Lebenskraft und war fest entschlossen, mit aller Energie vorwärts zu dringen. Er bemerkte, wie man ihm im reichsten Maße Kredit gewährte, vielleicht mehr, als er nach seiner eigenen Empfindung schon verdiente. Er wurde dadurch in den Stand gesetzt, große Beträge Wechsel mit seiner Namensunterschrift in Umlauf zu bringen.

Das benutzte er zunächst für die Erleichterung des damals sich stark entwickelnden Handels mit baltischem Getreide.

Seit vielen Jahrhunderten bildeten die Ostseeländer die Kornkammer für Westeuropa. Dieser alte und bedeutende Handel machte damals eine wesentliche Entwicklung und Umgestaltung durch. Erstens bedurfte England infolge seiner mit den großen Erfindungen jener Zeit mächtig vorwärtsschreitenden Industrialisierung eines rasch wachsenden Getreideimports; zweitens verdrängte der englische Handel denjenigen der Holländer immer mehr aus diesem Verkehre; und drittens erlangte auch der Eigen-

handel der Ostseeplätze selbst immer mehr Bedeutung. In diesem lebhaften Getriebe übernahm Parish eine wichtige Rolle.

Er trat in Verbindung mit einer Reihe baltischer Kornhändler, welche sich nicht mit den niedrigen Heimatspreisen begnügen wollten, sondern die hohen Preise der westeuropäischen Märkte zu erzielen wünschten, womit freilich bei den damaligen mangelhaften Verkehrsverhältnissen auch ein sehr hohes Preisrisiko verknüpft war. Parish akzeptierte die Tratten dieser Händler gegen Übergabe der Konnossemente ihrer Kornverschiffungen, besorgte ferner deren Assekuranz in Hamburg und hatte die freie Wahl, sie an beliebige seiner Geschäftsfreunde in England, Portugal, Spanien usw. zu konsignieren. Die Bedingungen dieses Geschäfts konnte er selbst festsetzen, und da der Umsatz groß war, erzielte er hohe Gewinne. In einem einzigen Sommer behandelte er auf solche Weise etwa 100 Schiffsladungen Weizen. Die baltischen Kaufleute empfangen gegen Parish's Akzente von ihren hamburger Bankiers ganze Wagenladungen Bargeld. Diesen Geschäftsbetrieb führte Parish in Hamburg zuerst ein und beherrschte ihn zwei Jahre lang fast ausschließlich. Viele Millionen wurden von ihm so umgesetzt. Die bedeutenden Geschäfte, welche er seinen ausländischen Freunden zuführte, verschafften ihm eine Reihe wertvoller Verbindungen, und da er seinen Verpflichtungen pünktlich nachkam, nahm sein geschäftliches Ansehen immer mehr zu.

Alles das hatte er vorausgesehen, als er in das Geschäft hineinging; aber der Geschäftseifer führte ihn weiter, als er ursprünglich beabsichtigte, und allmählich wurde ihm klar, daß einer seiner baltischen Hauptkorrespondenten ihn so fest umklammert hatte, daß diese Verbindung wie ein Mühlstein an seinem Halse hing. Sie brachte ihm in einem Jahre nicht weniger als 60000 Mk. ein; dennoch beschloß er, sich von ihr loszumachen. Glücklicherweise waren seine Konkurrenten eifrigst bemüht, ihn bei dem Manne zu unterbieten, und als dieser ihm bei gleichen Bedingungen den Vorzug geben wollte, lehnte Parish

das ab. So gelang es ihm, innerhalb sechs Monaten ein Blankoengagement von 300000 Mk. abzustoßen, und als der Balte kurze Zeit darauf fallit wurde, kam Parish mit einer „Kontusion“ von 40000 Mk. davon, während zwei seiner übereifrigen Konkurrenten mit ins Verderben gerissen wurden. Und auch seine anderen baltischen Korrespondenten behandelte er so geschickt, daß er bei ihnen nichts verlor, trotzdem noch drei von ihnen bankrott gingen.

Dieses Korngeschäft dauerte im ganzen vier Jahre, von 1774 bis 1777. Es war eins der größten „Räder“, die Parish bis dahin in Bewegung gesetzt hatte, und, wie er hinzufügt, die Bedeutung desselben überstieg alles bisher in Hamburg Dagewesene.

Dazu kam nun in den folgenden Jahren das amerikanische Geschäft. Die Beschreibung, welche er in seinen Erinnerungen von diesem Geschäft gibt, reicht nicht hin, um dessen Charakter zu erkennen. Wenn man indes seine Mitteilungen zusammenhält mit dem, was wir aus anderer Quelle wissen¹⁾, so ergibt sich, daß John Parish einer der ersten war, der von Hamburg aus mit den „rebellischen“ Kolonien seines Vaterlandes Handel zu treiben begann, und zwar hauptsächlich in Gemeinschaft mit seinem Landsmanne John Roß. Der Handel ging, weil die englische Regierung ihm jede erdenkliche Schwierigkeit in den Weg legte, offenbar hauptsächlich über Frankreich, Spanien und Holland, weshalb man selbst in Hamburg den wirklichen Sachverhalt nicht vollkommen überschaute. Vielleicht war das Geschäft zwischen Hamburg und Nordamerika schon in den ersten Kriegsjahren umfangreicher als Büsch annahm²⁾. Jedenfalls wurde es von der englischen Regierung und dem englischen Admiralitätsgerichte bereits 1776 streng überwacht.

Das Geschäft — so berichtet Parish — erforderte ausgedehnte Geldoperationen. Um sie zu erleichtern, ging Roß nach Frankreich;

1) Baasch in der „Hamburgischen Festschrift zur Erinnerung an die Entdeckung Amerikas“, Bd. I, S. 37 ff.

2) Versuch einer Geschichte der hamburgischen Handlung, § 54.

in Amsterdam, Paris, Bordeaux und selbst in London wurden zum gleichen Zwecke „Maschinen“ in Gang gebracht. Waren bildeten die Sicherheit, auf der das Geschäft beruhte, und glücklicherweise gelang es mir, meinen Freund innerhalb dieser Grenzen festzuhalten, wofür er mir später dankte; denn einmal kamen 100 000 £ seiner Akzepte unter Protest mangels Zahlung an mich zurück und ein anderes Mal war John Joy, bevollmächtigter amerikanischer Minister am spanischen Hofe, außerstande, 50 000 Dukaten Kongreßbills, die er akzeptiert hatte, zu bezahlen; ich hatte sie indossiert und empfang einen Posttag vor dem Verfall von ihm die Nachricht, daß er sie nicht honorieren konnte; glücklicherweise konnte ich gerade noch den Stoß parieren. Beide Fälle schwächten nicht meinen Kredit, sondern stärkten ihn vielmehr. Aber das „Rad“ wurde immer größer; ich mußte bei meinen Freunden Blankokredite in Anspruch nehmen und ihnen natürlich das gleiche Entgegenkommen erweisen, so daß jede 1000 £, die ich auf solche Weise verlangte, die Höhe meiner Akzepte um den doppelten Betrag vermehrten. Die Hamburger Geldleiher zögerten damals, mir Kredit zu gewähren. Ich mußte mich daher an einen Juden, namens Salomon Benjamin, einen notorischen Wucherer, wenden und mußte ihm, selbst für kleine Summen, 1 % Zinsen monatlich bezahlen. Der alte Schurke war stets meine letzte Zuflucht. Bei Tage durfte ich nicht zu ihm gehen; es wurde also stets eine Nachtszene daraus, und manche lange Stunde bin ich bei ihm gewesen, wenn meine müden Glieder Ruhe verlangten. Ich hatte damals kein Bedenken, zeitweise bis zu 50 000 Mk. von ihm zu nehmen. Wenn der Alte dann mürrisch wurde, war mit ihm nichts anzufangen, und es kam vor, daß ich seine Frau veranlassen mußte, ihn umzustimmen. Das war für mich eine peinvolle Arbeit. Aber warum ließ ich mich in solche Schwierigkeiten hineinführen? Ich dachte immer, mich beizeiten von dem alten „Carmadgion“ losmachen zu können. Aber mit der Zunahme meiner Umsätze wuchsen auch meine Schwierigkeiten. Stets hatte ich mich ausgezeichnet durch die Pünktlichkeit meiner Zahlungen, und meinen letzten Dukaten hätte ich meinem Juden gegeben, um der Gefahr des Gemahntwerdens zu entgehen. Ich dachte nur daran, die Maschine in Gang zu halten. Für meinen persönlichen Bedarf gab ich wenig aus; aber das Ölen der Räder war höchst kostspielig. Ich kam nicht vorwärts, weil die Kosten den Gewinn aufzeherten. So arbeitete ich mehr für die Kasse des Juden als für meine eigene, und mein Kapital stieg 1778 nur auf 143 472, im Jahre 1779 auf 156 439 Mk.

Parish hatte in diesen Jahren zu viel gearbeitet. Lange sträubte er sich dagegen, einen Teilhaber aufzunehmen; als er aber im Jahre 1779 schließlich ernsthaft erkrankte, wurde es unbedingt nötig. Seine Wahl fiel auf George Thomson, einen seiner Gehilfen, der mit einem Satze von 1000 Mk. Gehalt auf

ein Fünftel Geschäftsanteil avancierte. Er erwies sich als ein ruhiger, williger Helfer von unantastbarer Ehrenhaftigkeit.

Das Geschäft nahm einen neuen Aufschwung, und das Kapital wuchs bis Ende des Jahres 1782 auf 203 000 Mk.

V.

Die Jahre 1783—1790.

Das Jahr 1783 war wieder eins der schicksalsschwersten in der geschäftlichen Laufbahn John Parish's. Er besaß damals über 200 000 Mk. Banko in guten, gesunden Werten und doch: ohne daß er einen Verlust von irgendwelcher Bedeutung erlitt, kam er seinem geschäftlichen Untergange so nahe wie nur irgend möglich, ging aber schließlich auch aus dieser neuen Krisis gekräftigt hervor:

Das größte Geschäftsraus in Hamburg war damals die Firma Peter Hiß & Sohn. Ihr Kredit war unbegrenzt; ihr Geschäftsumfang, ihre glänzende Prosperität deutete auf alles eher, als auf Mangel an verfügbarem Kapital; ihr Hauptchef war mein täglicher Besucher. An einem Feiertage im Sommer befand ich mich in meinem Landhause zu Nienstedten (dies hatte er 1779 gekauft) und blieb dort auch bis zum folgenden Mittag; dann ritt ich in die Stadt, wo ich um 2 Uhr auf dem Marktplatze ankam; dort sah ich, wie die Juden gerade von der Börse kamen. Auf ihren Gesichtern lag etwas, was mir Unheil verkündete. Ich hielt still und fragte, was es Neues gäbe. — „Wissen Sie es nicht?“ war die Gegenfrage. — „Ich komme eben erst vom Lande.“ — „Guter Gott, Herr, Peter Hiß ist bankrott, und die ganze Börse ist in Aufruhr.“ — Sie nannten drei Juden, die auch fallen mußten. Ich hatte ihnen gerade vor den Feiertagen für 130 000 Mk. Wechsel verkauft, die noch nicht bezahlt waren! — Ich fühlte, wie mein Gewicht plötzlich doppelt auf den Sattel meines Pferdes zu drücken schien. Im Kontor traf ich Thomson, dessen Botschaft mich verfehlt hatte. Er hatte die drei Juden schon aufgesucht; aber sie hatten ihm erklärt, der Fall von Peter Hiß würde voraussichtlich den ihres Korrespondenten nach sich ziehen, und dann müßten sie ebenfalls folgen; ehe es entschieden wäre, könnten sie niemanden bezahlen. — Im Augenblick war ich draußen, um meinerseits zu versuchen, was geschehen könnte: dieselbe Geschichte und derselbe Vorwand, um nicht zahlen zu müssen. Ich führte ihnen hart zu Gemüte,

welche Unbilligkeit es sei, andere Gläubiger mit meinem Gelde zu bezahlen, und erfuhr schließlich von meinem größten Schuldner, daß er die Wechsel (in Höhe von 100 000 Mk.) nach London gesandt hatte. Dies gab mir starke Macht über ihn, und um Mitternacht erlangte ich endlich, nach hartem Kampfe, eine Anweisung auf seinen Londoner Korrespondenten für den Fall seines Bankrotts. In viel besserer Stimmung ging ich zu seinem Nachbarn, der mir 24 000 Mk. schuldete. Seinen Charakter beurteilte ich ungünstiger; es hieß, er sei schon im Bett; aber ich platzte wie eine Bombe in einen Raum, wo er mit seinen Leuten noch arbeitete. Harte Worte und Drohungen erzielten ein Kompromiß von 50⁰/₀; ich bekam zwei Goldbarren und ging von dannen. Mittlerweile war es 3 Uhr morgens geworden. Zu meinem dritten Manne, der mir 6000 Mk. schuldete, konnte ich nicht mehr gehen; er fiel am nächsten Tage. Überhaupt herrschte an diesem Tage, einem Donnerstage, Panik, weil man weitere auswärtige Fallisements erwartete. Doch ich glaubte, sie würde rasch vorübergehen.

Ich hatte damals große Beträge Wechsel akzeptiert, hauptsächlich für Korn, das ich im Auftrage von Pitts Agenten Claude Scott in der Ostsee für die englische Regierung gekauft hatte. Täglich hatte ich bedeutende Zahlungen zu leisten, für deren Deckung ich auf Scott transsieren sollte. Der dritte Tag war ein Feiertag: auf London war kein Geld zu bekommen. Auf Holland? Die Juden haben kein Geld. Auf Paris? Nicht die geringste Nachfrage. Kurz, allgemeines Mißtrauen. Die Juden, unsere wichtigsten Wechselkäufer, hatte weder Geld noch Kredit. Da mein Bankbestand ansehnlich war, ging ich ohne Sorgen nach Hause. — Der nächste Wechseltag, ein Dienstag, kam, aber keine Besserung: das Wechselgeschäft lag völlig brach. Man wußte, daß ich große Zahlungen zu leisten hatte, und flüsterte einander zu: „Wie wird Parish durchkommen?“

Täglich hatte ich Zahlungen zu leisten: aber auch der nächste Wechseltag, wieder ein Feiertag, brachte keine Veränderung. Jetzt wurde die Sache ernst. Mein Banksaldo war bald zu Ende. Ich griff zu meinem mit erstklassigem Papier angefüllten Inlandsportefeuille; aber auch die besten Diskonten wurden zurückgewiesen. Alle Welt häufte Geld auf, in der Erwartung einer allgemeinen Explosion, das beste Mittel, um sie herbeizuführen.

Ich begann unruhig zu werden; denn obwohl ich das Geld von den Juden ganz wieder erlangt hatte — sogar die andere Hälfte meiner 24 000 Mark hatte ich dem Manne durch Beschämung abgerungen, nachdem er selbst ohne jeden Verlust weggekommen war — so hatte ich doch schon alles wieder zu Zahlungen verwendet und mußte jetzt von Tag zu Tag Dispositionen treffen, richtiger: von Nacht zu Nacht; Schlaf hatte mich verlassen, und das Kontor war mein nächtlicher Aufenthalt; dort, während alles sonst im festen Schläfe lag, suchte ich für den

kommenden Tag Vorsorge zu treffen. Am Tage lief ich umher und gab schließlich statt Bargeld Wechsel in Zahlung. Ich fühlte mich langsam zu Tode getetzt.

Ich besaß 100 000 Gulden ausgezeichnete Wechsel auf Holland; sie bildeten meine letzte Hoffnung. Zwei Makler versprachen mir, sie am folgenden Dienstag unterzubringen; denn die Panik wegen Holland begann zu schwinden. Ich wandte mich ferner an einige Freunde mit der Bitte um Hilfe; sie hatten selbst kein Bargeld, sondern nur Papier anzubieten; doch schließlich erhielt ich die Zusicherung einer Summe für den Mittwoch, so daß ich mich geborgen fühlte selbst für den Fall, daß die Wechsel auf Holland den Dienst versagten.

Der Dienstag kam, und meine Hoffnung blieb lebendig bis gegen Schluß des Geschäfts; dann erst erhielt ich die Nachricht, vor dem nächsten Freitage sei nichts mit den Wechseln zu machen. Es war ein tödlicher Streich, und die folgende Nacht war eine höchst angstvolle. Ein gewisses Etwas sagte mir, auch wegen des mir für Mittwoch versprochenen Geldes würde ich eine Enttäuschung erleben. Kaum war ich aufgestanden, so kam in der Tat eine Entschuldigung. Die Wirkung dieses letzten Schlags auf meine Nerven kann ich nicht beschreiben: das Armesünderglöcklein hätte mich nicht mehr durchschauern können.

Ich wußte, daß alles auf mich blickte, daß, wenn ich nur eine Stunde lang dem Unheil nachgab, ich verloren war. Die Zahlungen dieses Tages waren die letzten der Woche; die der folgenden Woche konnte ich mit eigenen Mitteln bewältigen. Aber jetzt fehlten mir 80 000 Mk. für den folgenden Tag; konnte ich diese nicht schaffen, so war ich ruiniert.

Ich verlor jeden Appetit. Dagegen plagte mich fortwährender Durst, weshalb ich unausgesetzt kaltes Wasser trank. Mein Gesichtsausdruck war der eines Übeltäters, eines Ertrinkenden.

Die folgende Nacht ging vorüber, der schreckliche Morgen brach an. Ich setzte mich an meinen Platz im Kontor, um zu sehen, wenn die fälligen Wechsel gebracht wurden, wer sie in Händen hatte; denn bezahlen konnte ich sie nicht. Um 10 Uhr begannen sie sich einzustellen. Die übliche Antwort „Gut!“ wurde erteilt, und der Kommiss legte sie auf mein Pult. Ein bedeutender Betrag war noch nicht vorgezeigt; um 11 Uhr kam ein zerlumpter Jude mit einem ganzen Paket an. „Gut!“ war die Antwort, und der Jude ging fort: es war der ganze Rest in Höhe von 90 000 Mk., alles in der Hand eines höchst achtbaren Juden, Wolf Lewin Popert.

Thomson hatte während der ganzen Zeit wie im Starrkrampfe dagesessen; ein schreckliches Schweigen herrschte. Die Kommiss kannten meine Lage und schauten mehr auf mich als auf ihre Bücher; ihre Blicke bezeugten ihre Teilnahme. Ich sah auf die Masse Wechsel vor mir und blätterte in ihnen wieder und wieder: was war zu tun? —

„Thomson, was denken Sie?“ — „Sie wissen es selbst am besten“, war die Antwort. — „Wartet alle, bis ich wiederkomme.“

Ich raffte all meinen Mut zusammen, steckte meine Wechsel auf Holland in die Tasche, verließ gefaßt das Kontor und ging zu meinem reichen Juden, meinem furchtbaren Gläubiger. Ich traf ihn im Schlafrocke, mitten zwischen Geldsäcken, die für den Postwagen verpackt wurden. Welch ein reicher, glücklicher Mann! dachte ich. — „Ich möchte Sie allein sprechen.“ — Er ging mit mir in den nächsten Raum. Offenbar sah ich jämmerlich aus: „Was ist los, Herr Parish? Geht es Ihnen nicht gut?“ — „Sehr schlecht, Herr!“ — „Das tut mir leid.“ — „Sie haben heute eine große Forderung an mich.“ — „Was gibt es dabei zu sagen?“ — „Ich kann den Betrag heute nicht abschreiben“¹⁾. — „Das hat nichts auf der Welt zu bedeuten; machen Sie von den elf Respekttagen Gebrauch²⁾; hier ist meine Hand: keine Seele soll davon erfahren; das Vertrauen an der Börse kehrt schon zurück; bald wird sich auch wieder Nachfrage nach Wechseln einstellen. Leider habe ich gerade selbst keine Verwendung für Wechsel auf London; sonst würde ich Ihnen Ihre Tratten abnehmen.“ — „Können Sie nichts auf Holland brauchen?“ — „Jawohl, 30 000 Gulden.“ — „Passen Ihnen diese Wechsel? Sie sind alle akzeptiert.“ — Dabei legte ich meine 100 000 Gulden vor ihn hin. — „Sie sind so gut wie Bankzahlung; wenn Ihnen darum zu tun ist, will ich das Ganze nehmen und Ihnen den Überschuß heute abschreiben.“

Das Geschäft war erledigt. Mein Herz wollte mir schier vor Freude springen; ich hätte den alten Mann küssen mögen, und solange Atem in mir ist, wird sein Andenken mir teuer sein. Am folgenden Wechseltage konnte ich meine Londoner Wechsel wieder wie immer absetzen. Der Sturm hatte sich ausgetobt.

Dies war die schwerste Zeit meines Lebens. O Henny! Was ich in jenen vierzehn Tagen litt, könnte nur ein großer Mann („somebody“) so beschreiben, daß man es einigermaßen nachfühlte. Noch jetzt schaudere ich, wenn ich daran denke. Damals schüttelte es mir das Mark aus dem Gebein. Wer graue Haare, dieses äußere Zeichen der Respektabilität, rasch zu haben wünscht, soll nur das Wechselakzeptgeschäft beginnen und mein damaliges Leben führen, er wird sein Ziel bald genug erreichen.

So verlief eine der härtesten Krisen in Parish's geschäftlicher Laufbahn. Ich habe sie ihm wörtlich nacherzählt, weil sein Be-

1) Der Hamburger Ausdruck für Zahlung durch Giroüberweisung.

2) Days of grace, Respit- oder Respekttage. So heißen die Fristtage, welche nach Verfall eines Wechsels für die Bezahlung noch freistehen, von denen aber zahlungsfähige Wechselschuldner keinen Gebrauch machen.

richt an Fülle und Schärfe der Einzelheiten nicht zu übertreffen wäre, und gerade auf diese kommt es hier an. Ehe ich aber daran gehe, sie zu analysieren, muß ich zunächst noch die Lehren wiedergeben, die Parish selbst aus der ganzen Sache gezogen hat. Er hat sie in die Form einer Anrede an sich selbst gekleidet:

Ich frage dich, Mr. John of the North: was war wohl die Ursache deiner schlimmen Lage? Wir hören immer, wie du deinen Kredit und deine Tüchtigkeit preisest, und doch, ohne daß du einen nennenswerten Verlust erleidest, wirft dich die Zahlungseinstellung eines einzigen Hauses vollkommen zu Boden, und nur ein zufälliger Umstand rettet dich, die Tatsache nämlich, daß ein so großer Teil deiner Akzepte an dem verhängnisvollen Donnerstage sich in der Hand eines Juden befindet und daß dieser Jude sich als etwas erweist, was du damals am wenigsten erwarten konntest, als dein Freund! — Das ist alles buchstäblich wahr wie das Evangelium, und zu meiner Rechtfertigung habe ich nur eins anzuführen: ehe man mich hätte zum Kirchhof bringen müssen, stand mir noch eine einzige Schutzwehr zu Gebote für die Verteidigung meines untergehenden Kredits: die Frist der elf Respekttage, so weise vom Wechselrechte vorgesehen, aber nur in den äußersten Notfällen ausgenutzt. Ging sie vorüber, ohne daß Hilfe kam, so mußte die Festung übergeben werden; ein kurzes Sträuben noch, „and the verdict on poor Pill Garlicks projects would probably not have been of the most favorable nature“.

Von so kleinen Umständen hängt oft der Kredit, die Rettung eines Kaufmanns ab. Doch alles in allem gerechnet, war eben doch die letzte Ursache darin zu suchen, daß meine Verpflichtungen nicht nur mein Kapital, sondern auch meinen Kredit überstiegen. Die richtige Bemessung des Geschäftsumfanges sollte der wichtigste Gegenstand vorsichtiger kaufmännischer Beurteilung sein, und die goldene Regel des Kaufmanns sollte stets sein: Wolle nicht zu rasch reich werden!

So weit John Parish, und nun wollen wir auch unsererseits uns der „Moral“ der Geschichte zu bemächtigen suchen. Was Parish so merkwürdig erschien, ist es für den Geschäftskenner der Gegenwart in noch weit höherem Grade, daß nämlich der Fall eines einzigen Hauses ihn fast mitgerissen hätte, trotzdem er innerlich so zahlungsfähig war wie nur möglich, reichliche Beträge erstklassiger Wechsel in Händen hatte und damit also über Mittel verfügte, welche nach heutigen Begriffen vollkommen ausreichen würden, um allen Verpflichtungen jederzeit zu ge-

nügen. Wenn dies bei Parish nicht der Fall war, so wurde das dadurch verschuldet, daß der Hamburger Wechselmarkt im Jahre 1783 noch sehr klein war und daß die unvollkommenen Verkehrsmittel Parish hinderten, seine Wechsel auf anderen Märkten zu verkaufen. Heutzutage würde dafür eine telegraphische Verkaufsoffer und eine telegraphische Anweisung des Gegenwerts ausreichen, ganz abgesehen davon, daß die großen Banken unserer Zeit erstklassige Wechsel immer verwenden können. Eine Verlegenheit, wie Parish sie durchmachen mußte, wäre jetzt undenkbar. Daß vollends damals in Hamburg die Juden noch die einzigen großen Wechselkäufer waren, zeigt deutlich, daß sich der hamburgische Handel im Verhältnis zu demjenigen Westeuropas noch auf einer niedrigen Stufe der Entwicklung befand. Gerade in den folgenden Jahrzehnten hat sich das freilich geändert: Hamburg wurde ein Wechselplatz von großer Bedeutung; aber 1783 war es das offenbar noch nicht in dem Maße, wie man bisher wohl geglaubt hat.

Dasselbe Jahr 1783 erwies sich noch in anderer Hinsicht als verhängnisvoll für John Parish, nämlich durch den unglücklichen Ausgang eines großen Geschäfts mit Westindien. England gab damals den Handel mit den westindischen Inseln Grenada und Tobago den Neutralen frei, damit diese Inseln sich verproviantieren und ihre Erzeugnisse nach neutralen Häfen absetzen konnten.

Parish kam um jene Zeit auf der Reise nach England durch Ostende, das, vom Kaiser zum Freihafen erklärt, wegen seiner Lage dicht bei England vorzüglich sich als Depot von Waren eignete, welche den Kriegführenden gehörten, und das auf solche Weise binnen kurzer Zeit aus einem Fischerdorfe sich zu einem ansehnlichen Handelsplatze entwickelte. Parish bemerkte, daß die kleinste Dachkammer als Kontor verwendet wurde, und daß Waren aller Art massenhaft auf den Straßen herumlagen, jeder Unbill des Wetters ausgesetzt, weil es an Speicherraum fehlte. Die Verwirrung war groß, und er sagte sich: „Wieviel besser

würdest du dies Geschäft in Hamburg handhaben können!“ Namentlich der westindische Handel erregte seine Aufmerksamkeit. Er setzte sich in London mit einigen der ersten Häuser in Verbindung, welche ihre Waren in Ostende „neutralisieren“ ließen, indem sie einem der dortigen Händler eine Provision bezahlten, damit er die Waren als sein Eigentum erklärte. Die Leichtigkeit, mit der dies in Ostende sich erreichen ließ, veranlaßte sie, ohne Umschweife Parish das gleiche vorzuschlagen. Aber dieser wollte davon nichts wissen:

Ich hatte immer den Mann aufs äußerste verachtet, der seinen Charakter als Kaufmann so weit erniedrigte, daß er für eine Provision sich herbeiließ, einen Meineid zu schwören. Daher kam ich natürlich zu der Überzeugung, daß mein schönes westindisches Projekt sich nicht werde durchführen lassen, und begann, mich mit anderen, meinem Empfinden mehr zusagenden Dingen zu beschäftigen.

Da schlugen zwei der ersten Häuser im Tobagohandel ihm vor, einige tüchtige Schiffe zu kaufen, sie für eigene Rechnung mit Lebensmitteln nach Tobago zu befrachten, woran offenbar viel Geld zu verdienen war, wogegen sie die Rückfracht für ihre Rechnung besorgen und die Waren an Parish nach Hamburg konsignieren wollten. Darauf ging er mit Freuden ein. „Aber kaum je ist ein wohlangelegter Plan durch so viele unglückliche Zwischenfälle vereitelt worden.“

Parish rüstete zwei vorzügliche Schiffe von 350 und 400 Tonnen aus und befrachtete sie mit Rindfleisch, Schweinefleisch usw. Doch damit war sein rastloser Geist nicht befriedigt: er charterte zum gleichen Zwecke noch ein großes schwedisches Schiff von 450 und eine portugiesische Brigg von 250 Tonnen. Als Superkargo engagierte er einen Kapitän Millar, der ihm als einer der erfahrensten und geschicktesten Leute im Tobagohandel empfohlen worden war. Die beiden ersten Schiffe segelten ab, und während die anderen beiden Ladung einnahmen, blieb Millar noch in Hamburg. Es war November, und gerade, als auch diese Schiffe segelfertig waren, zeigte sich das erste Eis; die gefährliche Barre unterhalb des Hamburger Hafens hatten sie schon passiert; doch

als Millar in einem Boote ihnen nachsegelte, fand er die Brigg wegen des jungen Eises bei Twielenfleth an Land gesetzt, während das schwedische Schiff schon hinaussegelt war. Wie er weiterfuhr, um dieses Schiff einzuholen, wurde er selbst durch das Eis aufgehalten und mußte die Reise zu Lande fortsetzen, und in Cuxhaven fand er nur einen Brief des Kapitäns des schwedischen Schiffes vor, der mitteilte, daß er wegen des Eises schleunigst abfahren und den Superkargo mit der Brigg in Tobago erwarten müsse. Mittlerweile war aber die Brigg vollständig eingefroren, und während Parish zuversichtlich glaubte, Millar sei längst auf hoher See, kam er nach vier Tagen wieder in Hamburg an:

Ich habe nie etwas gesehen, was so geeignet gewesen wäre, als „Bild der Enttäuschung“ verwendet zu werden. Ich konnte meinen Gefühlen nur Ausdruck geben, indem ich mit dem Fuße stampfte und mir die Lippe biß. Wäre es nur dabei geblieben!

Es blieb nichts übrig, als daß Millar zu Lande nach Ostende reiste, wo täglich Schiffe nach Westindien absegelten. In weniger als einer Stunde saß er schon im Wagen und in acht Tagen in Ostende, wo er sechs Wochen wegen ungünstiger Winde zurückgehalten wurde, während die ganze Fahrt des schwedischen Schiffes nur 54 Tage gedauert hatte. Als es in Tobago ankam, waren die Lebensmittelpreise hoch; der Kapitän ließ sich aber von manchen anderen Häusern beim Verkaufe ihrer Ladungen verwenden, während „der eigensinnige Schurke“ seine eigenen Luken nicht öffnete, bevor Millar nachkam. Dann wurde die halbe Ladung in Auktion verschleudert; „Abrechnung darüber habe ich nie erlangt“. Nach Ankunft der portugiesischen Brigg im Frühjahr ging deren Ladung denselben Weg, und der „ehrenhafte, wohlempfohlene“ Superkargo sandte die beiden Schiffe in Ballast zurück, während er den Erlös der Ladungen in seine Tasche steckte und in Amerika spurlos verschwand¹⁾. An den

1) Vgl. hier Büsch, Hamburgische Handlungsgeschichte, § 55: Ein anderer Kargadeur dieser Art schickte den Schiffer ledig nach Hause und sagte ihm lachend ins Gesicht: „Ich bin oft in meinen Geschäften betrogen worden; jetzt ist die Reihe an mir, zu betrügen.“

beiden gecharterten Schiffen verlor Parish nicht weniger als 16000 £. Seine beiden eigenen Schiffe dagegen langten wohlbehalten in Westindien an, ihre Ladungen wurden mit mäßigem Nutzen verkauft und dafür wertvolle Rückfrachten eingenommen. Zum ersten Male in seinem Leben versicherte Parish von seiner voraussichtlichen Provision beim Verkaufe dieser Waren 3000 £, und diese Vorsicht war wohlangebracht; denn beide Schiffe gingen auf der Rückfahrt verloren. Trotzdem betrug Parish's Verlust an der ganzen westindischen Expedition nicht weniger als 220000 Mk. Banko, d. h. mehr als sein Geschäftskapital. Aber er konnte sich nicht entschließen, den ganzen Verlust abzuschreiben¹⁾:

Es wäre nicht angegangen, alles mit einem Federstrich auszuscheiden. Das Messer wäre dem Rückenmark zu nahe gekommen. Es geschah allmählich, um die Lebensgeister eines kranken Mannes nicht zu sehr niederzudrücken, der noch vorwärts schaute und eine höhere Sprosse der Leiter zu erklimmen suchte.

Allerdings verdiente Parish in diesem Jahre (1783) bei anderen Geschäften nicht weniger als 170000 Mk. Banko. Der buchmäßige Verlust am Geschäftskapital betrug daher nur 15000 Mk., so daß das Jahr mit einem nominellen Kapitale von 188000 Mk. abschloß. In den folgenden Jahren wurde dann so stark verdient, daß der übrige Verlust an der westindischen Expedition leicht nach und nach abgeschrieben werden konnte. Außerdem ging aber noch die höchst intensive, aufreibende Arbeit eines vollen Lebensjahres verloren, was Parish besonders schmerzlich empfand.

In seinen Memoiren geht Parish nach dieser Erzählung wieder streng mit sich ins Gericht:

Bevor wir fortfahren, Mr. John, laßt hören, was ihr zur Rechtfertigung dieses wilden westindischen Projekts sagen könnte. Es lag eurem Beruf als Faktor vollständig fern. Ihr begabt euch damit auf ein Gebiet, das euch vollkommen fremd war, und — gestattet, daß ich es sage — das schlimmste war, daß ihr euer ganzes Vermögen an ein Unternehmen

1) So nennt man bekanntlich das kaufmännische Buchen eines Verlustes. Die psychologische Motivierung der Verteilung des Verlustes auf eine längere Zeit ist sehr interessant.

wagtet, dessen Leitung ihr Fremden anvertrauen mußtet. Ihr beraubtet euch endlich zeitweilig eines Kapitals, dessen ihr für euer eigentliches Geschäft bedurftet und das ihr zu den höchsten Zinsen wieder schaffen mußtet, wodurch euer Kredit schwer gefährdet wurde.

Offenbar wußte Parish zur Verteidigung seines Verfahrens nichts anzuführen; denn er bricht darüber ohne weiteres den Stab in folgenden an die Tochter gerichteten Worten:

Ein Mangel an Voraussicht liegt offen zutage; Klugheit war fest eingeschlafen; Überstürzung charakterisiert jede Phase des Geschäfts; kurz, nichts ist dabei einwandfrei; und doch: wie sicher war ich damals des Erfolgs! Es läßt sich eben nur durch das gute deutsche Wort „Leichtsinn“ charakterisieren. Das wird unter uns bleiben, liebe Henny! Und nachdem ich so artig gebeichtet habe, gib mir Absolution, damit wir dieses schwarze Kapitel im Buche meines Lebens schließen können.

Heutzutage wären Geschäfte solcher Art überhaupt nicht mehr möglich, und ebensowenig könnten sich die Unglücksfälle ereignen, welche ihr Gelingen vereitelten. Zunächst wäre eine so weitgehende Behinderung der Schifffahrt durch kriegführende Mächte wie damals, bei dem heutigen Umfange des Seeverkehrs undenkbar, ganz zu schweigen von der Entwicklung des Völkerrechts, die doch auch nicht ohne Wirkung geblieben ist. Ferner würde es jetzt keinem Kaufmann mehr einfallen, seine Waren einem Superkargo mitzugeben; vielmehr würde er sie durch seinen Korrespondenten im Bestimmungshafen verkaufen lassen, und dies würde nicht erst nach Ankunft des Schiffes, sondern vorher schon geschehen, denn das alte „Konsignationsgeschäft“, die Verschiffung von Waren zum Verkauf nach Eintreffen, hat zum großen Teil aufgehört. Eisgang auf der Elbe behindert jetzt die Schifffahrt nur noch wenig, und auch ein sechswöchentlicher Aufenthalt wegen widriger Winde kommt nicht mehr vor; die Fahrt nach Westindien dauert nicht sieben bis acht, sondern kaum zwei Wochen usw.

Trotz aller solcher schweren Störungen — so fährt Parish fort — erlangte die Maschine durch wachsende Erfahrung Dauerhaftigkeit. Hier wurde eine Boje gelegt, dort eine Leuchtbake angezündet, und wenn

nur des Lotsen altes Augenlicht klar, seine Hand fest und sicher bleibt, so steuert er seinen Kurs einsichtig weiter.

Im Jahre 1784 begann Parish's Solidität offenbar zu werden: „Das mißtrauische Urteil vom Vorjahre verwandelte sich in Parteilichkeit.“ Parish selbst konnte den plötzlichen Wechsel kaum begreifen; aber es war so: bis dahin hatte er stets mit großem Kapitalmangel und hohen Zinsen zu kämpfen gehabt und einem Schiffe geglichen, das sich mühsam unter dem Schutze der Küste vorwärts arbeitet. Jetzt wurde ihm in weniger als einem Monat von dem größten Kapitalisten 100 000 Mk. niedrig verzinsliches Geld gegen Schuldschein anvertraut:

Geld gegen Schuldschein zu 4 % ist für den Geschäftsmann etwas sehr Erstrebenswertes, wenn er es mit Vorteil verwenden kann, ganz abgesehen davon, daß es seinen Kredit wesentlich erhöht, wenn man sieht, daß die ersten Geldleiher ihm solches Vertrauen schenken. Aber man darf nicht darum nachsuchen; es kann nur aus freien Stücken oder gar nicht kommen. Der Börsenkredit allein tut es nicht. Erst wenn die Kapitalisten überzeugt sind, daß das Schiff ganz sicher segelt, bieten sie ihr Geld zu niedrigen Zinsen an.

In den folgenden Jahren wurde sehr stark verdient; aber weil alte und neue Verluste noch zu decken waren, stieg das Geschäftskapital nicht entsprechend mit, wie aus folgender Zusammenstellung hervorgeht:

	Verdienst Mk.	Kapital Mk.
Ende 1783	—	188 000
1784	104 000	210 000
1785	92 000	238 000
1786	49 000 ¹⁾	219 000
1787	45 000 ¹⁾	237 000
1788	92 000	272 000
1789	147 000	321 000

Trotzdem also in sechs Jahren zusammen 529 000 Mk. verdient wurden, stieg das Kapital nur um 133 000 Mk.

1) In diesen Jahren war der Hamburger Markt für den Verkauf nicht günstig, weshalb viele Konsignationen ausblieben.

Unausgesetzt mußten in diesen Jahren alte, vermorschte Zweige vom Stamme des Geschäfts abgehauen werden, und es fehlte auch keineswegs an schweren neuen Verlusten. Aber die rüstige Entwicklung des Geschäfts ließ sie leicht verschmerzen. Dem Hause Parish & Co. strömte in dieser Zeit der Verkehr massenhaft zu, und am Schlusse jedes Jahres stand es in den Importlisten stets obenan; doch passierte nichts Ungewöhnliches: „Es war wie ein Schiff im Passatwinde, dessen Segel nur in Ordnung gehalten werden müssen, damit es auf dem geradesten Wege vorwärts kommt.“

Dagegen erreichte mittlerweile das körperliche Leiden Parish's einen solchen Grad, daß 1789 eine schwere Operation nötig wurde, welche sein Freund Dr. Roß erfolgreich ausführte. In den Erinnerungen wird sie genau beschrieben.

Im gleichen Jahre mußte Parish sich von seinem langjährigen Mitarbeiter und Kompagnon Thomson trennen, weil dessen Verheiratung zu übertriebenen Ausgaben führte, die mit Parish's Begriffen von kaufmännischer Solidität nicht vereinbar waren. An Thomsons Stelle trat am 1. Januar 1790 J. P. Möller mit $\frac{1}{10}$ Anteil am Geschäftsgewinne. Er war in Hamburg als Sohn eines Norwegers geboren und hatte eine Erziehung genossen, die charakteristisch ist für die damaligen Begriffe mancher Hamburger von dem, was ein junger Kaufmann an Vorbildung brauchte: einerseits französische Sprach- und Tanzunterricht, andererseits Unterricht im Schreiben und Rechnen, das war alles. Seine Handschrift hatte zuerst Parish's Aufmerksamkeit auf ihn gelenkt; mit vierzehn Jahren schon war er ins Geschäft gekommen; er war ein tüchtiger Gehilfe geworden, pünktlich, unermüdlich, und hatte große kaufmännische Fähigkeiten bewiesen. Für die bescheidene Stellung, welche Parish ihm neben sich nur einzuräumen gedachte, besaß er freilich etwas zu viel Ehrgeiz, der bald wiederholter Zügelung bedurfte; „sonst wäre er mehr als einmal mit seinem Reiter durchgegangen“. Doch in den Jahren der größten Tätigkeit, welche ein Hamburger Geschäftshaus je entfaltet hatte, unterstützte er

Parish männlich, was besonders wichtig war in einer Zeit, als dieser meist ans Zimmer gefesselt war.

Hier sei gleich berichtet, wie Möllers geschäftliches Verhältnis zu Parish endete. Im Jahre 1796, als letzterer die Leitung des Geschäfts seinen damals noch sehr jungen und unerfahrenen Söhnen John und Richard übertrug, wünschte er, daß Möller als ihr Berater in der Firma bleiben möge. Aber sie antworteten, und zwar jeder für sich, sofort: „Vater, laß uns allein unser Glück versuchen, spanne uns nicht mit Möller zusammen! Du wirst schon sehen, daß wir das Geschäft zu leiten wissen.“ Der Vater stimmte zu, und als er kurz darauf in seinen Erinnerungen hiervon berichtete, sprach er die Hoffnung aus, seine Nachgiebigkeit nie bereuen zu müssen. Das ist ihm zeitweilig doch nicht erspart geblieben.

Kehren wir zurück zum Jahre 1790. Parish hatte damals so viel erworben, daß es für ihn selbst und für seine Frau genügte. Aber als er nun sah, wie ihm die einträglichsten Geschäfte aus allen Teilen der Welt zuströmten, da sagte er sich:

Dieses stattliche Gebäude, dessen Errichtung mir so viel Mühe und Sorge gekostet hat — soll ich es Fremden hinterlassen? Du hast doch selbst eine so prächtige Sippe; bald wird sie wachsen und jeden Winkel des Hauses ausfüllen können. Du wirst wohl noch lange genug leben, um jeden der Kleinen in sein eigenes Nest setzen zu können.

So wurde denn das Schiff von neuem den Wellen anvertraut! Die Reise, zu der es jetzt ausgeelte, war weit und das Land der Bestimmung teilweise noch unerforscht; aber das Schiff war gut und der Schiffer, obwohl krank, noch voll Unternehmungslust und Ehrgeiz. Nichts erschien ihm unerreichbar, und die größten Aufgaben wurden ohne Furcht und Sorge übernommen: „sein Ziel war, Millionär zu werden!“

VI.

Die Jahre 1790—1792.

Jetzt erst gelangte Parish auf den Höhepunkt seiner kaufmännischen Laufbahn. „Ein Rad wurde in Bewegung gesetzt, das gewaltigste seiner Gattung“: die Firma Boyd, Ker & Co. in Paris trat mit ihm in Verbindung. Sie gehörte zu einem Konsortium erster Handelshäuser, welches sich unter der Leitung der Firma Hope & Co. in Amsterdam gebildet hatte für verschiedene kaufmännische Unternehmungen allergrößten Umfangs. Außer Hope & Co., Boyd, Ker & Co., Parish & Co. gehörte nur noch die Firma Harman, Hoare & Co. in London dazu.

Von diesen Geschäftshäusern ist die Firma Hope & Co. weltbekannt. Sie war für das 18. Jahrhundert dasselbe, was Rothschild für das 19te: das bedeutendste Handelshaus ihres Zeitalters; nur daß die Geschäfte von Hope & Co. noch weit vielseitiger waren als diejenigen des Hauses Rothschild, namentlich den Betrieb von Warenhandel größten Stils umfaßten¹⁾.

Die Umsätze jenes Konsortiums, von denen Parish zunächst berichtet, betrafen die französischen Assignaten. Sie waren von enormem Umfange und erwiesen sich für die Beteiligten als eine Quelle reicher Verdienste.

Die Ausgabe des „Assignaten“ genannten Papiergeldes begann zu Anfang des Jahres 1790, hielt sich aber geraume Zeit hindurch noch in mäßigen Grenzen, auch als im April der Zwangskurs dekretiert wurde. Erst seit dem September, nach der Entlassung Neckers, wurde der Damm durchbrochen, das Maximum der Zirkulation von 400 auf 1200 Millionen und dann immer weiter erhöht. Natürlich entstand jetzt alsbald eine gewaltige Spekulation in Assignaten, und namentlich war es für Leute mit

1) Über die Geschichte dieses Welthauses ist bisher fast noch gar nichts bekannt geworden; nur Vincent Nolte hat in seinem interessanten Buche „Fünfzig Jahre in beiden Hemisphären“ (Hamburg 1854) einiges darüber mitgeteilt. Übrigens gehörten auch die Boyds zu den größten Bankhäusern ihrer Zeit.

großen Mitteln, welche sich durch die vielen Tagesschwankungen des Assignatenkurses nicht beirren ließen, ein ausgezeichnetes Geschäft, à la baisse, auf den weiteren Fall des Kurses zu spekulieren.

Dies tat Boyd in Paris für das Hopesche Konsortium in solchem Umfange, daß die französischen Finanzen dadurch aufs schwerste geschädigt wurden. Der Konvent beauftragte andere Bankhäuser, ihm entgegenzuarbeiten, doch vergebens. Der Assignatenkurs fiel immer weiter. Parish hatte anfangs, wie übrigens auch Hopes, mit beiden Parteien zu tun, zog sich aber, sobald er die darin liegende Gefahr erkannte, von den Haussiers zurück, so daß er, als bald darauf das zu ihnen gehörige Haus Tourton & Ravel fallierte, nicht einen Pfennig verlor. Hätte man Boyd in Paris weiterarbeiten lassen, so hätte er die Haussiers sämtlich ruiniert und für sich selbst ein fürstliches Vermögen erworben; doch die Ereignisse der folgenden Zeit machten diesem Geschäfte ein Ende.

Als das Schreckenssystem anbrach, rettete Boyd sich nach London, wo er die Firma Boyd, Benfield & Co. begründete, die alsbald dem großen Konsortium beitrug, während der junge Walter Boyd in Paris blieb, um das dortige Haus zu leiten. Indem er sich möglichst den neuen Verhältnissen anbequeme, gelang es ihm, nach wie vor bedeutende Umsätze zu erzielen. Aber schließlich wurde er denunziert; der Konvent forderte seine Bücher ein und sein Kontor wurde versiegelt. Er hätte seine Zahlungen einstellen müssen, wären andere Bankiers nicht für ihn eingetreten; sie bezahlten acht Tage lang alle seine fälligen Akzepte, und auch die auswärtigen Geschäftsfreunde erhielten von dem Konsortium Order, alle Tratten Walter Boyds zu akzeptieren, bis es diesem durch Bestechung der Untersuchungskommissare gelang, eine schriftliche Bescheinigung seiner republikanischen Gesinnung und die Einstellung des Verfahrens zu erreichen, worauf die ganze Maschine wieder in Gang kam. Doch bald erfolgte eine neue Denunziation, schärfer als die erste. Im Dunkel der Nacht sandte Robespierre drei Leute von seiner Rotte nach dem Hause Walter

Boyd, den sie im Schlafe überraschten. Als er erwachte, sah er natürlich die Guillotine vor sich. Aber nein: man befahl ihm nur, seinen Patriotismus zu beweisen durch Ausstellung von Tratten auf seine ausländischen Geschäftsfreunde und durch Überlassung dieser Tratten an den Konvent, der sie zur Bezahlung des von ihm gekauften Kornes gebrauchte. Man verlangte von ihm nicht weniger als 50000 £ auf London, 500000 fl. auf Amsterdam und 500000 Mk. auf Hamburg.

Vergebens remonstrierte er, unter Hinweis auf seinen durch die erste Untersuchung geschädigten Kredit; alles war vergeblich. In Gegenwart der Kommissare mußte er nicht nur die Tratten ausstellen, sondern auch die Avisbriefe dazu schreiben, und zwar in französischer Sprache, damit die Kommissare sie verstehen konnten.

Der Avisbrief, der Parish zugeing, lautete dahin, Boyd habe, um sich dem Nationalschatz dienlich zu erweisen, 500000 Mark gezogen, welche er zu honorieren und dem Konto T. N. zur Last zu bringen bitte. Tratten in solchem Betrage waren für Parish nichts Ungewöhnliches, und die Operation wurde deshalb, wie üblich, in das Akzeptbuch eingetragen; wären die Wechsel gleich präsentiert worden, so hätte Parish sie jedenfalls akzeptiert, aber als er zu Bette ging, fiel ihm ein, wie sonderbar es doch sei, daß der Brief sich der französischen Sprache bediene; und was bedeutete T. N.? Offenbar Trésor national! Es könnte also wohl eine erzwungene Sache sein. Sofort beschloß er, Hope & Co. zu befragen, und sandte ihnen am nächsten Morgen mit reitendem Eilboten einen Brief, worin er seinem Zweifel Ausdruck verlieh und den Entschluß mitteilte, die Wechsel bei Vorzeigung nicht zu akzeptieren. Diese Estafette kreuzte sich mit einer von Hope & Co., welche vor Honorierung der Wechsel warnte. So wurde glücklich ein großer Verlust verhütet, was das Ansehen der Beteiligten in der Geschäftswelt noch vermehrte. Walter Boyd aber brachte mit vieler Mühe noch rechtzeitig seinen Hals in Sicherheit.

Ein anderer Teilhaber des Pariser Hauses Boyd, Ker & Co. war der Marquis de Walkiers, Sohn eines Hofbankiers in Brüssel,

dessen Vermögen auf 5 Millionen Gulden geschätzt wurde. Der Sohn hatte eine sehr reiche Frau geheiratet und führte in Paris ein wahrhaft fürstliches Leben. Bei Boyd, Ker & Co. war er mit einer Million Livres beteiligt, betrieb aber daneben noch für eigene Rechnung Spekulationen im größten Umfange, die seine Kapitalkraft überstiegen. Das Ostender Haus Harries diente hauptsächlich der Ausrüstung und Befrachtung seiner Schiffe nach Indien, woran dieses Haus stark verdiente, er selbst aber zwei Millionen Livres einbüßte.

De Walkiers genoß bei den andern Häusern der Hopeschen Gruppe fast unbegrenzten Kredit, und Boyd betrachtete es als eine besondere Gunst für Parish, daß er seinen Sozius bei diesem einführte. Der erste Brief, den Parish von Walkiers empfing, war sehr lakonisch; er lautete:

Paris, 5. Januar 1791. Nach Empfang dieses Schreibens kaufen Sie für meine Rechnung bestmöglich Zucker und Kaffee im Betrage von 500 000 Gulden; schaffen Sie sich Deckung durch Tratten auf Hope & Co.

Die Waren wurden am selben Tage noch gekauft, und binnen einem Monat ließ Walkiers aus Bordeaux zwei Schiffsladungen derselben Güter im Werte von 800 000 Mk. nach Hamburg gehen, damit Parish sie dort verkaufen sollte; das stärkte natürlich dessen Vertrauen ganz außerordentlich. Walkiers hatte dabei zwei Ziele im Auge: erstens wollte er durch Preissteigerung verdienen, und das wäre ihm auch gelungen, hätte er Parish freie Hand gelassen. Doch sein Hauptzweck bestand darin, sich einen Fonds als Grundlage neuer Operationen zu schaffen, und als die Preise heraufgingen, stiegen auch seine Erwartungen.

Bald begannen seine neuen Operationen im gewaltigsten Maßstabe; er deckte zunächst alles durch sofortige Rimessen, während er andererseits auch unausgesetzt auf Parish trassierte. Posttägliche Tratten von 200 000, 300 000, 400 000 Mk. kamen oft vor. Bankgeld lief um wie Spreu in der Mühle, und die Kolonnen der Pariser Wechsel schwollen immer mehr an. Aber Parish machte sich deshalb lange Zeit keine Sorgen, war doch

als Sicherheit ein Warenlager in seinen Händen, dessen Wert sich auf 100 000 Pfd. Sterling belief, und wurden doch die Anweisungen, welche Walkiers namentlich auf Hope & Co. erteilte, pünktlich honoriert.

Wenn die Dinge so glatt verlaufen, verliert man bald das volle Bewußtsein von der Sachlage und ihren Gefahren, und Millionen werden alltäglich, wie „Murmeln“ dem Schuljungen.

Da empfang Parish im Jahre 1792 einen Brief von Harman Hoare & Co. in London, worin sie ihm mitteilten, daß sie 38 000 £ Tratten von Parish & Co. für Walkiers zu akzeptieren abgelehnt und sie statt dessen zu Ehren Parish's akzeptiert hätten. Gleich nach Empfang dieser Post lief ein Brief von Boyd, Ker & Co. in Paris ein, mit Avis neuer Tratten für Walkiers in Höhe von 450 000 Mark. Parish war in seiner Sicherheit schon durch die erste Nachricht stark erschüttert worden; bei dieser zweiten ging es ihm wie ein gewaltiger Ruck durch den ganzen Körper. Akzeptierte er die Tratten, so stieg seine ungedeckte Forderung an Walkiers auf 100 000 £. Verweigerte er dagegen das Akzept, so beleidigte er nicht nur Walkiers schwer, sondern auch den noch viel wichtigeren Boyd, der die Wechsel ausgestellt hatte. Er hätte sie zwar zu dessen Ehren akzeptieren können, aber auch Boyds Rechnung bei Parish & Co. stand damals nicht gut. Ein böses Dilemma! Überdies war Parish krank. So entschied er sich denn für vorsichtiges Aufschieben jeder neuen Verpflichtung, teilte dies Hope & Co. durch Expreßboten mit, erklärte sich aber bereit, die Tratten unter ihrer Garantie zu akzeptieren. Darauf erhielt er eine hochmütige Antwort: man sei erstaunt, daß er sich einen Augenblick wegen einer solchen „Lappalie“ besänne; die erbetene Garantie wurde in unzweideutigster Form gegeben. Glücklicherweise wurden die Pariser Tratten erst nach Empfang dieser Antworten präsentiert. Aber Boyd bekam trotzdem Wind von der Sache. Sofort übertiel er Parish wie ein Wahnsinniger und verfluchte sein Geschick, das ihn verführt habe, seinen Kredit den schwachen Nerven Parish's anzuvertrauen. Rimessen kamen,

die den Betrag der Boydschen Tratten überstiegen, und die Anordnung wurde erteilt, daß dessen Konto beim Hause Parish & Co. für immer geschlossen werden solle. Die Fortdauer der ganzen, so wichtigen Verbindung hing an einem Haare. Doch wurde durch die Bemühungen gemeinsamer Freunde der Frieden wiederhergestellt. — Walkiers selbst nahm Parish's Aufklärungen so freundlich auf, daß letzterer eine starke Zuneigung zu ihm faßte:

Er hatte eine liberale Erziehung erhalten und seine Manieren waren die eines Gentleman. Seine Briefe zeigten eine hochherzige Gesinnung, wie sie sich selten findet bei Geschäftsleuten, die ihrem Untergange entgegenzueilen.

Als Walkiers später, ohne einen Schilling in der Tasche, nach Hamburg kam, bewies Parish ihm die Fortdauer seines Vertrauens in solchem Umfange, daß er bei ihm schließlich die große Summe von 25 000 £ verlor. Dieser Verlust erfolgte allerdings zu einer Zeit, in der er ihn nicht mehr empfand, als den „eines Landguts auf dem Monde“. Doch konnte er sich nicht enthalten, in seinen Erinnerungen sein eigenes Verfahren wieder scharf zu kritisieren: gerade umgekehrt hätte er handeln sollen; als Walkiers noch obenauf war, hätte er ihm auf jede Weise dienen, nachher aber, als er alles verloren hatte, sich nicht nochmals mit ihm einlassen sollen. Dann hätte er bei ihm ein kleines Vermögen verdienen können, während er stattdessen tatsächlich ein solches bei ihm einbüßte. „Das war nicht Großmut, sondern in Wahrheit nur Dummheit!“

Dieser monumentale Ausspruch Parish's bedarf sehr der Erklärung. Denn sonst könnte es scheinen, als ob das Verfahren eines klugen Kaufmanns mit dem eines anständigen Menschen sich nicht vereinigen ließe. Das wäre eine schauerliche Erkenntnis. Tatsächlich aber liegt die Sache ganz anders. Wenn Parish dem Walkiers, als es mit diesem so stark bergab ging, noch ausgedehnten Kredit gewährte, war es offenbar nicht sein Hauptzweck, ihm eine Wohltat zu erweisen; denn zu dem Zwecke hätte er gewiß nicht seine Kreditgewährung derart ausgedehnt,

daß sie ihm selbst unter Umständen sehr gefährlich werden konnte; vielmehr wollte er vor allem sich selbst einen werten Geschäftsfreund erhalten, an dessen Stern er noch glaubte; das ist es, was er später als seine eigene „imbecillity“ bezeichnete. Damit läßt es sich natürlich vollkommen vereinigen, daß er seinen Freunden oftmals wertvolle uneigennützigte Dienste erwies; aber darin zu weit gehen soll allerdings kein guter Geschäftsmann.

Andererseits blieb es doch sichtlich nicht ohne Eindruck auf Parish, daß Walkiers seinerseits ein Geschäftsmann von selten vornehmer Gesinnung war, was wir auch aus anderen Quellen wissen. Walkiers stand in Paris mit dem Herzog von Orleans (Égalité) in reger Geschäftsverbindung. Als dessen Söhne während der Revolution im Auslande umherirrten, war Walkiers unter allen Agenten des Vaters — welcher letztere damals bereits auf dem Schafott geendet hatte — der einzige, der dem machtlosen Verbannten die Treue hielt: er bezahlte dem jungen Herzog Louis Philipp eine ansehnliche Monatsrente, die erst aufhörte, als er selbst 1796 in Vermögensverfall geriet.

Zu den bisher aufgeführten großen Geschäften Parish's kam nun noch hinzu dasjenige mit Nordamerika, das er jetzt fast ganz beherrschte. So verstehe ich wenigstens seine Worte: „To these were added, ad this time, almost the whole of the American trade.“ Und dem entspricht es, daß er im Jahre 1793 zum ersten Konsul der Vereinigten Staaten in Hamburg ernannt wurde, welches Amt er bis 1796 bekleidete; er wurde daraus infolge französischer Beschwerden entlassen¹⁾. Es brachte ihn in Beziehung zu hervorragenden nordamerikanischen Staatsmännern, besonders zu G. Morris, einem der begabtesten Finanziers und Diplomaten der jungen Republik, der in den argen Jahren 1789—1794 sie in Paris vertrat und in den folgenden Jahren wiederholt monatelang in Parish's unmittelbarer Nähe, in Altona,

1) Zeitschrift für Hamburger Geschichte, Bd. III, S. 455. Wegen des Folgenden vgl. Sparks, Live of Gouv. Morris (1838); Diary of letters of Gouv. Morris (1889). In Parish's Memoiren ist von diesen Beziehungen nicht die Rede.

wohnte, wo ihn hauptsächlich seine Liebe zu einer schönen Emigrantin, der Gräfin Flahaut, festhielt. Im Jahre 1795 befand sich in deren Gesellschaft unerkant der junge Herzog Louis Philipp von Orleans. Morris brachte beide vorübergehend in Nienstedten unter (aber offenbar nicht bei Parish), welche Zufluchtsstätte Louis Philipp indes bald verließ, um größere Reisen anzutreten.

Das Geschäftsgetriebe bei Parish & Co. wurde jetzt immer großartiger. Das Haus war auf der Höhe seines Weltrufes angelangt. Doch der Hauptleiter dieses Getriebes war ein kranker Mann: „Ich glich einer auf dem Rücken liegenden Schildkröte; nicht einmal umdrehen konnte ich mich und nur ganz mühsam mit dem Bleistift schreiben.“ Trotzdem traf er selbst alle für das Geschäft nötigen Gelddispositionen: „Wenn ich auch manche dicke Hilfsbücher besaß, mußte mein armer Kopf doch das Beste dabei tun, und wäre mein Kredit nicht fest wie ein Fels geblieben, so hätten wir wieder und wieder im Schlamm stecken bleiben müssen.“

Hier flicht Parish abermals eine jener kritischen, belehrenden Erörterungen ein, die den Wert seiner Erzählung so außerordentlich erhöhen:

Die immensen Konsignationen, die an mein Haus gerichtet wurden, bildeten in den Augen des Publikums die Hauptrechtfertigung für die Höhe meiner Verpflichtungen. Das war ein Trugschluß; denn meine ungedeckten Engagements überstiegen bei weitem den Wert der Waren, die ich in Händen hatte. Aber um diese Zeit begann ich, dem Beispiele meines reichen Freundes in Amsterdam (Hope) zu folgen, indem ich an der Börse, namentlich unseren Juden gegenüber, meine stete Bereitschaft bekundete, meine eigenen Akzente zu diskontieren, und zwar unter dem sonstigen Zinsfuß. Für diesen Zweck hatte ich auf meinem Bankkonto stets eine große Summe in Bereitschaft. Deshalb begannen unsere Juden, ihren auswärtigen Geschäftsfreunden die Wahl von Wechseln auf Parish & Co. zu empfehlen, ebenso eifrig, wie es die von Amsterdam hinsichtlich der Wechsel auf Hope & Co. zu tun gewohnt waren¹⁾. Das verschaffte unserem Hause großen Kredit in London, und Wechsel auf Parish & Co. bedangen regelmäßig um $\frac{1}{2}\%$ bessere Kurse als die auf andere Häuser.

1) Offenbar eine Vorstufe des jetzigen börsenmäßigen Privatdiskontverkehrs.

Solche Mittel müssen Geschäftshäuser anwenden, um die Höhen des Lebens zu erklimmen. Ich habe nie gezauert, kleine Opfer dieser Art zu bringen. Für den Kaufmann ist sein Kredit alles, und wer vor den Kosten einer solchen „Politur“ zurückschreckt, wird nie den höchsten Glanz erreichen.

In diesem Geschäftslärm, liebes Kind, befand sich dein Vater zu einer Zeit, als er mit einem Fuße bereits auf der Schwelle der Ewigkeit zu stehen schien. So faszinierend („delusive“) ist die Tätigkeit in einem erfolgreichen Unternehmen für den geborenen Geschäftsmann, der danach strebt, der Erste in seinem Berufe zu werden, daß alle meine Körperleiden selbst in dieser Zeit meine Geschäftsführung nicht beeinträchtigten.

In dieser Zeit erwies sich Möllers unermüdliche Tätigkeit als sehr wertvoll. Waren doch durchschnittlich in jeder Woche etwa 200 Briefe zu schreiben, von denen Parish nur den kleinsten Teil selbst erledigen konnte. Freilich beieferte sich Möller in seinen Briefen, die Geschäftsfreunde mehr, als richtig war, zur Erteilung von Konsignationen anzustacheln, was Parish in seinen Erinnerungen als einen großen Fehler bezeichnete, da die Marktlage ohne Verschleierung der etwaigen ungünstigen Momente geschildert werden müsse. Er mußte seinem Sozium indes diesen Teil der Geschäftsführung überlassen, und tatsächlich wurden durch Möllers Verfahren die Umsätze gewaltig vergrößert. Mit Stolz wies letzterer am Jahresende auf die dadurch erzielten Gewinne hin.

Im ganzen wurden während der ersten drei Jahre der Kompanieschaft mit Möller (1790—92) volle 491 000 Mk. Banko verdient, ungerechnet einen großen Betrag, der Ende 1792 als Reserve für künftige Verluste beiseite gesetzt wurde. Das Geschäftskapital stieg in dieser Zeit nur von 321 000 auf 543 000 Mk.; es muß also über die Hälfte jener Gewinne schon vor dem Ende des Jahres 1792 wieder verloren gegangen, verbraucht oder auf ältere Verluste abgeschrieben worden sein.

Gegen Schluß dieser Periode erlangte Parish seine volle Gesundheit wieder und übernahm aufs neue die ganze Leitung der Geschäfte. Ein Glück, daß er dazu imstande war, denn schon nahte abermals — mit dem Wiedererscheinen der Schicksalszahl

„drei“ (1793) — ein Sturm, der die volle Kraft des vielerfahrenen Mannes in Anspruch nahm.

VII.

Die Krisis von 1793.

Im Frühjahr des Jahres 1793 brach über die englische Geschäftswelt eine schwere Katastrophe herein, deren Wirkungen auch das Haus Parish & Co. in seiner Existenz bedrohten. Von den allgemeinen Ursachen dieser Krisis berichtet Parish nichts; wir müssen sie daher anderen Quellen entnehmen.

Die Zeit zwischen dem amerikanischen Kriege und dem Revolutionskriege (1783—1793) war für England eine Periode des gewaltigsten wirtschaftlichen Aufschwungs, der — wie das stets zu geschehen pflegt — die Grenzen des Berechtigten überschritt. Die englische Geschäftswelt dehnte ihre Unternehmungen weit über ihre Kräfte aus und ließ sich namentlich auch, im Vertrauen auf die Fortdauer der günstigen Strömung, auf große Warenspekulationen aller Art ein. Um die Mittel zu diesen Geschäften zu vermehren, entstanden zahlreiche ungenügend fundierte Banken, namentlich Provinzialbanken (Country Banks).

Da verbreitete sich gegen Ende des Jahres 1792, nach dem Rückzuge des vom Herzoge von Braunschweig befehligten preußisch-österreichischen Heeres aus Frankreich, eine Wolke schwerer politischer Besorgnisse über das Land. Im Januar folgte die Hinrichtung Ludwigs XVI., im Februar der Ausbruch des Krieges zwischen England und Frankreich. Es entstand in der Geschäftswelt eine allgemeine Panik, und die Banken wurden mit Ansprüchen bestürmt, denen sie zum Teil nicht gewachsen waren. Zahlreiche Bankrotte, sowohl von Banken wie von anderen Geschäftshäusern, folgten. Seit langer Zeit hatte England eine solche Kalamität nicht erlebt. Sie dauerte allerdings nur wenige Monate; dann setzte der Aufschwung wieder ein, um in der ganzen langen

Kriegszeit nicht aufzuhören; doch in jenen kurzen Monaten richtete der Orkan gewaltige Verheerungen an.

Unter den Plätzen, welche damals sich am raschesten entwickelten, stand Liverpool obenan, dessen Handel sich im 18. Jahrhundert viermal so rasch vermehrte als der englische Gesamthandel. Liverpool wurde bereits der wichtigste europäische Imorthafen für Baumwolle, Zucker und andere Erzeugnisse der amerikanischen Tropenkultur, und gerade diese Waren bildeten den Gegenstand der gewagtesten Spekulationen.

Der Verkehr Liverpools mit Hamburg nahm erst um die Zeit, von der wir hier sprechen, große Dimensionen an, und zwar war es wieder Parish, der diesen Verkehr vorzugsweise organisierte und anfangs fast ganz beherrschte¹⁾. Namentlich zwei Liverpooter Häuser, Richard & Mattheßen, sowie G. & H. Brown, beides große Spekulationsfirmen, konsignierten Parish gewaltige Warenmassen, was letzterer dadurch ermöglichte, daß er ihnen bedeutende Kredite bei der Bank von Charles Caldwell & Co. in Liverpool einräumte. Diese Bank war eine Filiale von Parish's Londoner Bankverbindung Burton, Forbes & Gregory, welche an der Londoner Börse für sehr reich und vorsichtig galt, überhaupt als Geschäftshaus ersten Ranges angesehen wurde. Parish war gerade in London, als sein bisheriger dortiger Bankier, Gaven Elliot, starb. Burton & Co. boten ihm ihre Dienste unter günstigen Bedingungen an, und er ging bereitwillig darauf ein. Die Wechsel von Burton & Co. wurden durch die Bank von England gern diskontiert und auch Parish's Tratten auf sie in Hamburg mit Vorliebe gekauft. Sie nahmen zunächst von Parish keinerlei Kredit in Anspruch, während dieser bei ihnen manchmal mit 100 000 £ in Vorschuß kam. Bei den Liverpooter Konsignationen dienten sie ihm derart, daß von Liverpool aus zuerst, um Zeit zu gewinnen, auf Burtons und dann von diesem auf Parish trassiert wurde.

1) Large consignment were preparing for us from Liverpool; we had almost the whole of that trade.

Mit der Zeit begannen Burtons, in Hamburg durch Parish Wechsel auf Lissabon, Cadix und Italien zu kaufen, wogegen Parish auf sie Zwei- bis Dreimonatswechsel zu ziehen hatte. Die in Hamburg gekauften ausländischen Wechsel verkauften sie in London gegen Barzahlung, so daß sie zwei bis drei Monate lang über das Geld verfügen konnten. Dies war für sie ein etwas kostspieliges, aber bequemes und bei den Londoner Bankiers damals ganz übliches Mittel der Geldbeschaffung. Parish übernahm dadurch ein doppeltes Risiko, nämlich erst durch Indossierung des gekauften Wechsels und zweitens durch Trassierung des Gegenwertes auf London. Doch das gegenseitige Vertrauen war so groß, daß er an dieses Risiko gar nicht dachte.

Das ist das trügerische Vertrauen des Kaufmanns. Gewohnheit härtet ihn gegen alles ab; aber diese blinde Schwäche sollte selbst bei der angesehensten Verbindung in gehörigen Grenzen bleiben. Traut nie dem äußeren Schein noch dem Glauben der Menge!

Selbst als schließlich drei holländische Geschäftsfreunde von Burton & Co. fallierten, erlitt ihr Kredit keine Schädigung. Ihre Tratten auf die bankrotten Häuser wurden von anderen holländischen Freunden der Burtons zu deren Ehren bezahlt, und ein großer Teil des Betrages wurde den intervenierenden Häusern auf Parish, sowie auf dessen früheren Kompagnon Thomson angewiesen, der mit Burtons auch in Verbindung stand. Dies geschah nur, um den Zusammenbruch hinauszuschieben, was Parish aber nicht ahnte. Erst als Burtons jetzt anfangen, direkt von London aus auf ihn zu trassieren, begann er Unrat zu wittern. Er schob sowohl die Honorierung dieser Tratten, wie die der holländischen und ebenso die von 20 000 £ Tratten Browns in Liverpool auf bis zur Ankunft der englischen Posten, von denen vier ausgeblieben waren.

Es war im März 1793. Charnock, Schwiegersohn Parish's, befand sich eben in London¹⁾. Als er erfuhr, daß man Burtons zu mißtrauen begann, leitete er eine genaue Untersuchung

1) Charnock hatte ihm schon früher einen ähnlichen großen Dienst erwiesen.
Ehrenberg, Große Vermögen II. 2. Aufl.

der Gründe dieser Gerüchte ein und sandte inzwischen schon einen Eilboten an Parish mit der bösen Nachricht, indem er hinzufügte, noch habe man alle Hoffnung, daß Burtons gestützt werden würden; sonst freilich müßten die ersten Liverpooler Häuser fallen. Dieser Expreßbrief kam vor den fehlenden Posten in Hamburg an. Aber auch Letztere enthielten noch nichts von den drohenden Ereignissen. Trotzdem verweigerte Parish die Akzeptierung neuer Burton'scher Tratten, so daß im ganzen schon 35000 £ „notleidend“ geworden waren, außer den 90000 Mk. holländischer Tratten. Die Hamburger Börse war starr vor Staunen; die Juden hatten von jenen Gerüchten nicht das Geringste gehört; Parish aber war entschlossen, alles Weitere abzuwarten.

Sofort nach Empfang des Expreßbriefes aus London hatte er begonnen, sich auf das Schlimmste vorzubereiten. Es war keine Zeit zu verlieren:

Sofort wurde eine gründliche Untersuchung der Aktiva und Passiva des Hauses angestellt und jede andere Arbeit beiseite gelegt. Nie werde ich die Anhänglichkeit vergessen, welche mir meine Leute bei dieser Gelegenheit bekundeten. Ohne Unterbrechung blieben sie im Kontor von früh bis spät, weit über die Geschäftszeit hinaus, bis ich ihnen befahl, nach Hause zu gehen. Auch ich versuchte dann wohl, mich zu stärken für die Arbeit des folgenden Tages. Aber ich hatte den Schlaf verloren. Sobald ich den Kopf auf das Kissen legte, fielen mir tausend Dinge ein, die mir während des Tages entgangen waren. Ich schlüpfte aus dem Bette in den Nachbarraum, wo meine Bücher ausgebreitet und Kerzen angezündet waren. Dort entwarf ich den Arbeitsplan des nächsten Tages. In dieser Lage befanden wir uns vom Montag bis Donnerstag; dann erst konnten wir die Situation überschauen; glücklicherweise waren die Bücher bis zum letzten Tage in guter Ordnung.

Danach ergab sich folgende Bilanz des Hauses Parish & Co.:

Passiva.			
1.	Akzente, fällig vom 23. März bis zum 1. Mai	Bko.-M	2 800 000
2.	„ „ „ 2. Mai „ „ 31. Mai	„	1 300 000
3.	Laufende Tratten auf Burton & Co., bei deren Zahlungsunfähigkeit unter Protest zurückerwartet:		
	75 000 £ =	„	950 000
4.	Andere Tratten auf England, nach dem Fall von Burton & Co. durch Parish & Co. zu decken	„	625 000
		Summa Bko.-M	5 675 000

Aktiva.

1. Wechselbestand	Bko.-M	1 300 000
2. Bankbestand	„	450 000
Sicherere Fonds zusammen	Bko.-M	1 750 000
3. Für die englische Regierung in der Ostsee ge- kauft Korn, wogegen auf Pitts Faktor Scott zu trassieren; unsicheres Aktivum, weil Unter- bringung der Tratten zweifelhaft und tatsächlich nachher unmöglich war	„	480 000
4. Warenlager in Hamburg-Altona, hauptsächlich westindische Güter, davon 5 Mill. Pfd. Kaffee und über 4000 Oxhoft Zucker, zusammen ge- schätzt auf	„	4 500 000
5. Drei Ladungen Zucker und Kaffee, unterwegs von Liverpool für Rechnung von G. & H. Brown, Fakturapreis 40 000 £ =	„	500 000
6. Vier Ladungen gleicher Art von Richard & Co. 35 000 £ =	„	430 000
7. Ausstände vom Platze	„	950 000
Summa	Bko.-M	8 610 000

So konnte ich jedermann frei ins Angesicht schauen; aber das war nicht genug; ich mußte auch meine Verpflichtungen pünktlich erfüllen oder — bankrott werden!!! Meine Güter waren kein Bargeld, und auch von den sonstigen Aktiven konnte ich nur 1 750 000 Mk. als verfügbar betrachten, so daß ich noch 1 050 000 Mk. schaffen mußte, um meine bis zum 1. Mai fällig werdenden Akzepte einlösen zu können, und weitere 1 300 000 Mk. für die im Laufe des Mai verfallenden Akzepte. Jene langen Zahlenreihen prägten sich mir tief ein.

Geld war ungewöhnlich knapp, der Diskont 7⁰/₀; für Waren bestand keine Nachfrage, außer für Kaffee. Ich überlegte mir alles hin und her; mein Gehirn war in fortwährender Bewegung. Jedes nur denkbare Hilfsmittel wurde erwogen; aber so schön es sich auch auf dem Papiere ausnahm, im düsteren Lichte der auf mir lastenden Verpflichtungen hielt keins von ihnen stand.

Mein Warenlager verpfänden? Dies ist immer eine wenig ehrenvolle Maßregel, ein letztes Zufluchtsmittel, überdies nur für mäßige Beträge anwendbar. Ich ging zu Schuback¹⁾, mit dem ich nahe befreundet war, setzte ihm meine Lage offen auseinander und erbat seinen Rat wie auch seine Hilfe. Ich kam nicht mit leeren Händen; ich wollte nur Bargeld haben gegen zweifellose Sicherheiten. Er fragte, wieviel ich

1) Johannes Schuback, einer der angesehensten Kaufleute im damaligen Hamburg, Gründer der jetzt noch bestehenden Firma Johannes Schuback & Söhne.

brauchte. Wenigstens zwei Millionen! Er fuhr zusammen: das sei sicher nicht mein Ernst! Ich zeigte ihm meine Bilanz: kaum konnte er seinen eigenen Augen trauen; die Zahlen verursachten ihm Schwindel. Nach langem Schweigen, die Augen noch auf dem Papier, stieß er die Worte heraus: „Freund, da weiß ich wahrhaftig kein Mau anzusetzen!“¹⁾. Damit wollte er sagen, für diesen schwierigen Fall wisse er kein Mittel. Er war ganz bleich, und mich starr anschauend, fragte er: „Was denken Sie denn selbst?“ Ich sah, er hatte Mitgefühl, und antwortete: „Das Geld muß ich schaffen, gleichviel, woher; ich werde jeden Winkel durchwühlen; deshalb frage ich Sie um Rat, und wenn alles fehlschlägt, will ich wenigstens mit einem guten Gewissen untergehen. Sie sind der Erste, den ich um Rat bitte, und werden auch der Letzte bleiben. Wenn Sie keinen Ausweg wissen, so werde ich sehen, wie ich allein fertig werde.“ Wir erörterten darauf verschiedene Pläne, berechneten, wieviel Geld im Marke zu haben war, bei den Assekuranzgesellschaften und Geldleihern; es war etwa eine halbe Million. Das Ergebnis war, er könne „kein Land“ sehen. Er selbst versprach mir 150 000 Mk., die ich gegen Sicherheit annahm. Dann kehrte ich nach der Deichstraße zurück. Dort schien es mir, als ob unser Haus sich vorne überneigte und zusammenstürzen wolle.

In dieser Nacht saß Parish noch um 3 Uhr über seinen Büchern, um das schwere nächste Tagewerk vorzubereiten; da traf eine neue Estafette seines Schwiegersohnes Charnock aus London ein mit der Nachricht, daß Burton & Co., ebenso wie Caldwell & Co. und G. & H. Brown in Liverpool am 16. März ihre Zahlungen würden einstellen müssen. Charnock hatte die Londoner Firma Smiths & Atkinson bestimmt, alle Tratten Parish's auf Burton & Co. unter seiner Garantie aufzunehmen, ein neuer wertvoller Dienst Charnocks, weil die Tratten sonst sofort an Parish zurückgekommen wären und von ihm bar hätten bezahlt werden müssen. Beigefügt war ein Brief mit der gleichen Hiobspost für Parish's früheren Kompagnon Thomson, der noch nicht ahnte, daß Burton & Co. gefährdet wären. Parish ließ ihn sofort aus dem Bette holen, ebenso seinen jetzigen Teilhaber Möller. Thomson kam zuerst. Als er die Nachricht empfing, die seinen geschäft-

1) Diese Worte sind dem englischen Texte der Memoiren in deutscher Sprache eingefügt. „Mau“ bedeutet Ärmel; das Ansetzen des Rockärmels ist der schwierigste Teil der Schneiderarbeit.

lichen Untergang bedeutete, warf er sich auf das Sofa und brach in Tränen aus, bitterlich das Geschick seiner kleinen, hilflosen Kinder beklagend. Parish wußte, daß dem alten Freunde nicht geholfen werden könne; war dieser doch bei den bankrotten Firmen mit 50000 £ engagiert! Er suchte Thomson nach Kräften zu trösten und nahm ihm das Wort ab, sich von Stund an als insolvent im gesetzlichen Sinne zu betrachten, also trotz aller Versuche keinen Gläubiger zum Nachtheile der anderen zu befriedigen. Thomson hielt sein Versprechen, was später der Wiederherstellung seiner geschäftlichen Ehre zu statten kam.

Dann erschien Möller, vor Kälte und Angst zitternd, bekleidet mit einem großen Überwurf, unter dem der Schlafrock herauschaute, eine weiße Nachtmütze auf dem Kopfe, in der Hand eine kleine Laterne. Auch er begann heftig zu schluchzen, und vergebens suchte Parish, der sich inzwischen vollkommen gefaßt hatte, ihm Mut einzuflößen. So sandte er denn die beiden späten Gäste wieder nach Hause.

Jetzt war es fast 5 Uhr morgens. Deine Mutter, liebe Henny, lag im Nachbarzimmer, hörte aber von der ganzen Nachtszene erst am nächsten Morgen. Ich war so ziemlich am Ende meiner Kräfte; als ich jetzt zu Bette ging, fiel ich zum ersten Male seit vier Tagen in einen festen Schlaf, der mich sehr kräftigte.

Der folgende Tag war ein Posttag. Parish mußte daher erwarten, daß die englischen Ereignisse an diesem Tage aller Welt offenbar werden würden, was tatsächlich im Laufe des Tages geschah. Deshalb mußte jede Minute benutzt werden.

Als ich aufstand, sandte ich nach unserem ersten Kaffeemakler und sagte ihm, ich hätte Orders, eine Mill. Pfd. Kaffee gegen Bargeld zu verkaufen. Ich sei bereit, $\frac{1}{4}$ s. unter Marktpreis zu verkaufen, aber nur an Spekulanten; unter 100 000 Pfd. dürfe kein Posten abgegeben werden; wäre das Ganze nicht unterzubringen, so wolle ich den Rest selbst übernehmen; ebenso müsse ich das Recht haben, alles, was nicht im Laufe der Woche abgenommen und bezahlt werden sollte, zurückzunehmen. Kaffee war einigermaßen begehrt. Der Makler nahm die Proben mit und eilte von dannen; nach knapp einer Stunde kam er zurück und erklärte, alles sei verkauft; da er aber nur zehn seiner Kunden habe befriedigen können, fürchte er, die anderen würden sich beschweren.

Mit Mühe erreichte er, daß Parish ihm weitere 500 000 Pfd. überließ, die ebenfalls vor der Börse untergebracht wurden. Dann kam der Zuckermakler an die Reihe. Ich fragte, wieviel Zucker im Markte sei. Die Antwort lautete: „In erster Hand nur wenig.“ — „Was können Sie von dieser Sorte beschaffen? Ich kaufe gegen Bargeld.“ — Er ging mit den Proben fort und kam wieder mit dem Bescheide, es seien nur wenige Verkäufer da; sie glaubten, es handle sich um eine Spekulation und hätten deshalb ihre Forderungen erhöht; mit ihnen sei nichts zu machen; er könne eher 500 Oxhoft verkaufen als 100 kaufen; ich hätte doch einen großen Vorrat; ob ich den günstigen Moment nicht zum Verkauf benutzen wolle? Dahin wollte ich ihn gerade haben. Im Laufe des Tages gelang es mir, 1700 Oxhoft gegen Barzahlung unterzubringen. — Als ich zur Börse ging, war noch nichts bekannt, weder von den schlimmen Nachrichten aus England noch von meinen Verkäufen; ich hatte den Maklern verboten, den Namen des Verkäufers vor dem nächsten Tage aufzugeben. — An der Börse umringten mich die Juden wie gewöhnlich. Für Wechsel auf London war Nachfrage, und ich verkaufte einen großen Betrag. Dies war mein letztes Geschäft für einen Monat.

Erst nach der Börse kam die Post aus England mit den schlimmen Nachrichten und etlichen protestierten Tratten Parish's auf Burton & Co., die von ihm prompt wieder eingelöst wurden; im übrigen trat Charnocks Vereinbarung mit Shmiths & Atkinson in Wirksamkeit. Zum ersten Male geschah es bei dieser Gelegenheit in England, daß die Inhaber noch nicht fälliger Akzepte eines bankrotten Geschäftshauses von diesem „bessere“ Sicherheit verlangten, was Charnocks Vorsichtsmaßregel besonders notwendig machte.

Als die Hamburger Börse von Parish's forcierten Verkäufen hörte, beurteilte man ihn sehr streng und war überzeugt, er müsse doch unterliegen, da übertriebene Vorstellungen von seinen Verbindlichkeiten in Umlauf waren. Selbst Schuback war derselben Meinung. Parish ertrug alles geduldig. Das Wiegen und Abliefern so großer Warenmengen in kurzer Zeit war freilich eine rechte „Pferdearbeit“. Doch alles wurde bezahlt, und innerhalb zweier Monate konnte er die Waren viel billiger zurückkaufen. Dann wurde er wegen seines geschäftlichen Blickes und wegen der Geschicklichkeit, mit der er sich aus solchen Schwierigkeiten befreit hatte, hoch gepriesen. Es war ein ganz neues Ver-

fahren und ging auch im Umfange über alles hinaus, was man bis dahin an der Hamburger Börse gekannt hatte.

Aber noch waren Parish's Schwierigkeiten nicht zu Ende. Wie schon erwähnt, hatte er für die englische Regierung Korn gekauft und dagegen 40 000 £ auf ihren Faktor Scott zu trassieren. Er sah voraus, daß diese Tratten unter den obwaltenden Umständen in Hamburg nicht unterzubringen sein würden.

Deshalb setzte er Hope & Co. vertraulich seine Lage auseinander und erreichte von ihnen, daß sie ihm die Londoner Tratten gegen kurzfristige Wechsel auf Hamburg abnahmen. Auf solche Weise gelang es ihm, in der ganzen Krisis einen Bankbestand zu erhalten, der die täglichen Zahlungen stets um mindestens 400 000 Mk. überstieg, obwohl an manchen Tagen mehr als das zu bezahlen war.

Ich begann jetzt wieder frei zu atmen. An der Börse trug Möller seinen Kopf um drei Zoll höher. Zwar war noch viel von unseren Wechseln im Umlauf, aber da für Mittel zu ihrer Einlösung gesorgt war, machte ich mir keine weiteren Gedanken, sondern nahm meinen Stand mitten im dicksten Gewühl unseren Juden ein. Die armen Burschen! Ihre Blicke hingen an mir, sie suchten meine Haltung zu enträtseln, hing doch das Schicksal der ganzen Sippschaft von meiner Solvenz ab. Einer fragte: „Was fordern Sie heute für Wechsel auf London?“ — Antwort: „Ich habe nichts zu trassieren.“ — „Haben sie Diskonten abzugeben?“ — „Nein; wenn Sie mich gut bezahlen, will ich Diskonten nehmen.“ — Das richtete ihren Mut auf; sie steckten rasch ihre Köpfe zusammen und stellten mich auf die Probe; ich nahm tatsächlich eine Summe. Mein alter Freund Popert zeigte besonders lebhaftes Interesse; ich erklärte mich bereit, ihm 100 000 Mk. meiner eigenen Akzepte zu diskontieren; er ging erleichtert nach Hause und sandte mir nichts. — Bald konnte ich überhaupt meine Praxis wieder aufnehmen, meine eigenen Akzepte zu diskontieren. Dies beruhigte die Börse vollkommen und wurde auch nach auswärts gemeldet, wo man überall den Hamburger Nachrichten über das Schicksal von Parish & Co. mit Sorge entgegensah. Hätte ich meine Zahlungen eingestellt, so wäre ein allgemeiner Zusammenbruch die Folge gewesen; so groß war die Menge der laufenden Wechsel auf und von Parish & Co. in allen Teilen der Welt. Dieser Papierverkehr ist wie ein Kartenhaus; zieht eine Karte fort, gleich stürzt das Ganze zusammen.

Parish hatte in dieser Zeit so schwer zu kämpfen, daß er seinen bedrängten Freunden nicht helfen konnte, nicht einmal

Smiths & Atkinson, die ihm einen so wesentlichen Dienst geleistet hatten durch Aufnahme seiner Tratten auf Burton & Co. Ja, er sah sich in die traurige Notwendigkeit versetzt, seinerseits die Annahme von Tratten zu verweigern, welche Smiths & Atkinson, um sich Geld zu schaffen, im voraus, ehe die Burton'schen Wechsel fällig waren, auf ihn zogen. Nur die Notwendigkeit der Selbsterhaltung — so gesteht er frei und offen — konnte eine solche Undankbarkeit rechtfertigen. Sein Verlust bei Burton & Co. betrug 13 000 £, davon 5000 £ allein durch Verschlechterung des Hamburger Wechselkurses in Hamburg um über 10%, infolge der forcierten Trassierungen von Smiths & Atkinson auf Parish & Co.

Seine ungedeckte Forderung an Richard & Matthießen betrug 20 000 £. Freilich waren vier ihnen gehörige Schiffs-ladungen im Werte von 35 000 £ nach Hamburg unterwegs, aber nur die Hälfte davon war versichert, und falls den Schiffen etwas zustieß, hatte Parish den Verlust zu tragen. Auch hatten sie noch den Wert einer weiteren großen Ladung Zucker und Kaffee auf Parish trassiert; aber die Konnossemente dieser Ladung wollten nicht erscheinen. Richard & Co. versicherten Parish, wenn er sie weiter unterstützte, würden sie sich halten; er tat es im eigenen Interesse, wodurch indes sein Risiko und seine Verbindlichkeiten zunächst weiter wuchsen.

Noch viel schlimmer stand es mit Parish's Beziehungen zu dem schon bankrotten Hause G. & H. Brown in Liverpool. Vier Ladungen von ihnen im Werte von 40 000 £ waren für Parish unterwegs; deren Versicherung hatten sie teils selbst, teils ihre Londoner Freunde besorgt, die ebenfalls bankrott waren, und die Policen befanden sich vielleicht schon in anderen Händen, weshalb Parish befürchten mußte, daß im Falle des Verlustes der Schiffe nicht er die Versicherungssumme würde einkassieren können. Nun waren gerade in dieser Zeit die französischen Kaper eifrig an der Arbeit, englische Schiffe zu nehmen, und tatsächlich befand sich eines der Schiffe zwei Tage lang in Kapers

Händen. Wochenlang wußte Parish nichts von dem Schicksal der Schiffe. Aber schließlich langten sie sämtlich wohlbehalten in Hamburg an. Er betrachtete dies stets als einen der größten Glücksfälle seiner ganzen kaufmännischen Laufbahn, zog aber aus dem Vorkommnis die Lehre, daß man bei Krediterteilung gegen Konnossement die Versicherung stets selbst besorgen oder durch zuverlässige, unbeteiligte Vertreter besorgen lassen müsse.

Bei dem Brown'schen Konkurse wäre Parish durch eine „Absurdität“ des englischen Rechts fast noch schwerer geschädigt worden, als es ohnehin der Fall war. Das englische Konkursrecht ließ nämlich damals Ansprüche an eine Konkursmasse nicht gelten, wenn sie aus Wechseln herrührten, die erst nach dem Zeitpunkte der Konkursöffnung fällig wurden. Nun verfiel ein großer Teil der Brown'schen Tratten auf Parish, die er bereits akzeptiert hatte, erst später, weshalb die Konkursverwaltung seine Ansprüche zurückwies. Glücklicherweise blieben die Inhaber der bankrotten Firma persönlich haftbar, und als einer von ihnen nach Beendigung des Konkurses in Hamburg wieder Geschäfte machte, konnte Parish ihn fassen.

Parish knüpft daran in seinen Erinnerungen ganz interessante Betrachtungen über den Zweck jenes Rechtssatzes und über die aus ihm tatsächlich hervorgehenden Folgen. Als einzigen vernünftigen Zweck, so sagt er, könne man den anführen, die Entstehung von Schwindelwechsell für spekulative Umsätze zu verhindern, auf Grundlage eines Ausspruches von Lord Thurlow, welcher lautet: „Niemand soll einen Wechsel akzeptieren, der den Gegenwert nicht in Händen hat.“ Parish erkennt die relative Berechtigung dieses Standpunktes an, weist aber demgegenüber hin auf die unbedingte Notwendigkeit des Kredits im kaufmännischen Verkehr, auf die gewaltige Erleichterung des Handels durch den Wechselverkehr, auf die krasse Ungerechtigkeit, welche entsteht, wenn das Gesetz diese Verkehrsbedürfnisse ignoriert:

Manche Länder, welche überseeische Rohprodukte beziehen, unterhalten mit deren Herkunftsländern keinen direkten Wechselverkehr, wes-

halb ein englischer Zwischenplatz verwendet werden muß, auf den der überseeische Verfrachter zu trassieren hat. Der Engländer zieht dann seinerseits auf den Kaufmann des endgültigen Bestimmungslandes und dieser akzeptiert die Tratten. Die Waren fallen zunächst in die Hände des Engländers und, wenn dieser bankrott wird, in die seiner Gläubiger, während der vertrauensvolle fremde Kaufmann nicht nur mit seinen Ansprüchen an die Masse abgewiesen wird, sondern ihm noch obendrein gesagt wird, er hätte sich eben vorsehen und keinen Wechsel akzeptieren sollen, ohne den Wert vorher erhalten zu haben!

Das ist sicherlich höchst ungerecht und unzweckmäßig, aber die besondere Gefährlichkeit übergroßer Kredite durch Akzeptierung von Wechseln bleibt eben doch bestehen, und noch jetzt sind die Akten über die hierher gehörigen Probleme keineswegs ganz geschlossen.

Doch zurück zu der Krisis von 1793. Erst als die Schiffe mit den westindischen Gütern sicher in Hamburg angekommen waren, konnte Parish sich als gerettet ansehen.

Seine Stimmung während des kritischen Märzmonats schildert er folgendermaßen:

Wenn damals jemand zu mir gesagt hätte: „John, hier sind 100 000 Mk.; laß mich dein Fuhrwerk ziehen“ — mit Freuden hätte ich mein Haus in der Deichstraße verlassen.

Er hatte eben zu viel auf sich genommen und war weit über seine Kräfte hinausgegangen.

Trotz meiner forcierten Massenverkäufe schwollen meine Warenvorräte infolge der täglich aufs neue anlangenden Ladungen derart an, daß ich in Hamburg 85 Speicherböden mit ihnen anfüllte und, weil ich schließlich keinen Raum mehr fand, viele Ladungen nach Altona gehen lassen mußte. Dieses eine Mal in meinem Leben fühlte ich, daß ich mehr Geschäfte hatte als ich wünschte und gehörig leiten konnte. Ich mußte etwas von meinen Vorräten anderen Häusern zum Verkauf übergeben, wobei mich auch die Erwägung mitbestimmte, daß meine Vorschüsse auf Konsignationen alle mir zu Gebote stehenden Hilfsmittel überstiegen, weshalb ich einen Teil des Verdienstes anderen zugute kommen ließ, um nur einen Teil meiner Vorschüsse wiederzuerlangen. Es kostete mich große Überwindung, nicht wegen des mir entgehenden Verdienstes, sondern weil ich nur schwer mich davon überzeugte, daß ich meine Kräfte nicht richtig taxiert hatte. Die Last war eben eine zu große, wie folgende Zusammenstellung meiner Verbindlichkeiten zeigt:

1. Konsignationen in Höhe von 5 Mill. Mk. Banko = 400 000 £
2. Wechselbestand 100 000 „
3. Ausstände in der Stadt 80 000 „
4. Notleidende Tratten auf meine Bankiers 75 000 „
5. Geldwechsel auf andere Häuser, welche nicht erneuert werden konnten 50 000 „

Das waren zusammen über 700 000 £ oder fast 8 Mill. Mk. Banko, gegenüber einem eigenen Kapital von etwas über einer halben Million Mark. Es gehörte in der Tat einiges Geschick dazu, um diesem Unwetter zu widerstehen.

Eigentliche Liebesdienste zu erwarten, wie Parish sie seinen Nachbarn in solchen Notlagen manchmal erwies, kam ihm damals nicht in den Sinn; die Bresche war zu groß, um durch derartige Mittel ausgefüllt werden zu können. Doch teilt er in seinen Erinnerungen nicht ohne Bewegung mit, daß er in dieser Krisis unter den Hamburgern wenigstens einen völlig uneigennütigen Freund gefunden habe: ein Mann, mit dem er in keiner Verbindung stand, stellte aus freiem Antriebe, bedingungslos und ohne Sicherheit 30000 Mk. Banko zu seiner Verfügung. Anderseits kündigte keiner seiner Schuldscheingläubiger ein Guthaben, außer einer Witwe, der er ihre Forderung von 10000 Mk. sofort, ohne den Ablauf der sechswöchentlichen Kündigungsfrist abzuwarten, zurückzahlte,

Die Schlußeindrücke und Lehren der Krisis leitet Parish wieder ein mit einer Fülle seiner beliebten nautischen Bilder:

Ich mußte mir sagen: „John, du hättest die Ladefähigkeit deines Fahrzeuges besser kennen sollen; dieses Mal hast du es überladen.“ In der Tat lag es seit einiger Zeit ganz auf der Seite, mußte durch Auswerfen eines Teiles der Ladung aufgerichtet und sein zerfetztes Takelwerk mußte gespleißt werden. Dann wendetet ich das Schiff wieder nach dem Winde und ließ es windwärts segeln; es kam vorwärts, und gegen Jahresschluß sahen wir „Land voraus“; ich ließ beidrehen und ein Boot aussetzen, worauf ich langsam folgte, indem ich das Senkblei laufen ließ, da ich noch Korallenriffe in meinem Kurse befürchtete; doch ich entging ihnen; endlich, am 31. Dezember, lief ich in den Hafen ein, vollständig vom Lande eingeschlossen. Ich ließ den Anker fallen, ging in die Kajüte und dankte dem Allmächtigen, der meine Barke so wunderbar beschützt hatte, inmitten aller der Untiefen, auf denen sie im Laufe dieser Jahresreise wiederholt fast gescheitert wäre. Die Küste aber

nannte ich „Fortuna-Strand“ (Point fortunate). Ich gab meinen Leuten einen Feiertag und verteilte an sie Zeichen meiner Erkenntlichkeit für die wertvollen Dienste, welche sie mir geleistet haben. Dann setzte ich mich nieder zum Rechnen! Ich berechnete die Reisekosten und die Abnutzung des Schiffes, schätzte die Havereien, deren Tragweite ich noch nicht genau ermessen konnte, und fand schließlich, daß, obwohl ich 20 000 £ Fracht eingenommen hatte, ich davon doch nicht mehr als 4 000 £ als verdient betrachten durfte, und selbst das nur, um sagen zu können, daß ich nicht in meinen Verhältnissen zurückgekommen war auf dieser gefährlichen, mühseligen Reise. Meinen Nachfolgern aber möchte ich empfehlen, einen so verzweifelten Kurs ganz zu vermeiden.

Die eigentliche Selbstkritik liefert Parish wieder in der Form eines Zwiegespräches mit seiner Tochter Henny. Nur ein Auszug daraus kann hier gegeben werden:

Sicherlich — so beginnt die Tochter ihn zu katechisieren — sicherlich, alter Herr, müßt Ihr jetzt irgend etwas zu Eurer Verteidigung sagen und nicht immer nur, als eigentliche Ursache solcher schlimmen Dinge, Eure wunderbare Fähigkeit, allen möglichen Gefahren zu entgehen, ausposaunen.

Eindringlich führt sie ihm dann zu Gemüte, ein wie ansehnliches Vermögen er doch schon vor der Krisis besessen und wie es ihm freigestanden hätte, sich auf weitem Gebiete die besten Geschäfte auszusuchen, die gefährlicheren zurückzuweisen; daß er kurz zuvor erst den Klauen des Todes entronnen sei und noch am Ende des Jahres 1792 unter den Nachwirkungen der Krankheit zu leiden gehabt, daß er überdies bei seinen 50 Jahren bereits, ebenso wie seine Familie, das Bedürfnis empfunden hätte, Körper und Geist auszuruhen; „was veranlaßte Euch trotzdem, so extravagante Unternehmungen anzufassen?“

Dies alles — antwortet der Vater kleinlaut — ist sehr wahr; ich sehe es jetzt und ich fühlte es noch stärker in den kritischen Märztagen des Jahres 1793; ich weiß auch jetzt nur zu sagen, daß Ehrgeiz die einzige Ursache war, der Wunsch, ein Millionär zu werden, mein Haus ein Stockwerk höher zu bauen als meine Nachbarn! Dies zwang mich, die gebahnten Wege zu verlassen, die mir zu eng erschienen für den gewaltigen Flug, den ich vorhatte! Es war die Erkundung eines neuen Gestades, ganz verschieden von bisherigen, weit größer als alles, was unter Hamburger Flagge versucht worden war. — Mein Kredit war groß; ich hatte das Vertrauen unserer Geldleute gewonnen; unter unseren

Geldjuden galt ich als „ein Paragon“. Ich selbst hielt mich für fähig, solche Unternehmungen auszuführen. Aber ich hatte meinen Kredit überschätzt und entdeckte das erst, als es zu spät war. Darin lag ein Mangel an Urteilsfähigkeit, die Hauptursache aller Schwierigkeiten, die den Menschen auf ihren Lebenswegen begegnen.

Dieser geistige Defekt kommt uns nur durch Erfahrung zum Bewußtsein. Gut ist es nur, wenn er nicht mit Eigensinn gepaart ist. Glücklicherweise brauchte ich mich dessen wenigstens nicht anzuklagen. Niemand erkennt leichter seinen Irrtum; aber niemand ist auch mehr der Gefahr ausgesetzt, das nächste Mal wieder in die gleiche Grube zu fallen.

Wir dürfen hinzufügen: niemand war besser geeignet als John Parish, aus solchen schlimmen Lagen einen rettenden Ausweg zu entdecken! Und diese außerordentliche Fähigkeit wurde an der Hamburger Börse allgemein bewundert. Noch lange sprach man dort von den Ereignissen des Jahres 1793. Parish selbst aber dachte an sie nur mit einer Empfindung zurück, die gemischt war aus Schrecken und Dank gegenüber der Vorsehung, die ihn aus diesem Irrgarten gerettet hatte. Als er sich einige Jahre später vom Geschäfte zurückzog, betrachtete er die Krisis von 1793 als die letzte seines Lebens:

Mein Fahrzeug liegt ja jetzt auf dem Lande. Wenn die Jahreszahl „drei“ wieder erscheint, und ich dann noch lebe, wird sie auf mich persönlich wohl nur geringen Einfluß ausüben können.

Noch eine kurze Betrachtung über die Krisis von 1793, vom Standpunkte der Gegenwart aus angestellt, aber anknüpfend an einige Bemerkungen Parish's: er hebt die raschen Umsätze des Hamburger Platzes hervor, den kurzen Kredit, den man dort den Käufern nur einräumte, gegenüber der langen Frist bis zum Verfall der Tratten, welche seine Auftraggeber auf ihn zogen, die Größe des ihm zur Verfügung stehenden Kapitals und die noch weit bedeutenderen Hilfsmittel, die er durch seine auswärtigen Geschäftsfreunde im Notfalle zu erlangen hoffen durfte. Alles dies, so meint er, mußte ihn bestärken in dem Glauben, es gäbe nichts, was das Haus Parish nicht unternehmen könne. Das klingt sehr plausibel, und wenn er heutzutage lebte, so würde er sich auch schwerlich darin getäuscht haben; aber zu jener Zeit war eben noch

1. nicht nur, wie wir schon wissen, der Hamburger Wechselmarkt, sondern auch der Hamburger Warenmarkt zu klein für derartige Unternehmungen und 2. gab es dort noch keine eigentliche Organisation für die rasche Erlangung großer Bankkredite; denn die berühmte „Hamburger Bank“ war keine Kredit-, sondern nur eine Zahlungsbank, und sonstige Banken gab es nicht; das Bankgeschäft lag noch, ebenso wie der Verkehr in ausländischen Wechseln, zum großen Teil in den Händen der Juden. Das änderte sich erst in den folgenden Jahren.

VIII.

Übermittlung englischer Subsidien 1794.

Das Jahr 1794 brachte einen glänzenden Aufschwung des Geschäfts ohne gefährliche Zwischenfälle. Der Gewinn des Jahres war enorm: er belief sich auf nicht weniger als 582 000 Mk. Banko:

Diesen ganzen Betrag auf die Kapitalkonten zu nehmen, erschien mir gefährlich; dadurch wären leicht Schwindelgedanken (*giddy ideas*) entstanden. Ich hatte derartiges nie erlebt und befürchtete daher, mir den Magen zu überladen, Verdauungsbeschwerden zu veranlassen. So nahm ich denn nur 300 000 Mk. auf die Kapitalkonten von Möller und mir, während ich den Rest von 282 000 Mk. unserem „Reservekorps, Madame Delkredere“, hinzufügte. Als die Bücher abgeschlossen wurden, ergab sich ein Geschäftskapital von 827 000 Mk. Banko. *Soli Deo gloria.*

Aus der Tätigkeit dieses gewinnreichen Jahres 1794 greift Parish nur ein Geschäft als besonders denkwürdig heraus, jene schon erwähnte Übermittlung englischer Subsidien an Preußen gemäß dem Haager Verträge vom 19. April 1794. Parish stand den Ereignissen, welche auf diesen Verträge folgten, so nahe, daß sein Bericht wohl auch für die Geschichtschreibung von Wert ist¹⁾.

1) Vgl. Häusser, Deutsche Geschichte vom Tode Friedrichs des Großen bis zur Gründung des Deutschen Bundes, Bd. I. — Oncken, Zeitalter der Revolution, Bd. I. — Diaries of James Harris, Earl of Malmesbury, Bd. III. — The Fortescue Papers, Bd. II.

Die zum Kriege gegen die französische Revolution geschlossene Koalition von 1792 befand sich zu Anfang des Jahres 1794 bereits in der Auflösung, weil Preußen, schwerer finanzieller Bedrängnis wegen, sich außerstande sah, den Kampf fortzusetzen. Der König erklärte dem englischen Gesandten schon gegen Ende des Jahres 1793 gerade heraus, ohne Geldhilfe der Seemächte könne er keinen Krieg führen, und die Natur der preußischen Monarchie sei eine derartige, daß sie keine Anleihe ertragen könne; am 16. Januar 1794 berichtete der Gesandte: „Die Frage der Berliner Mitwirkung hängt ausschließlich vom Gelde ab.“ Die Unentbehrlichkeit des preußischen Heeres veranlaßte die Seemächte, Preußen für die Mobilisierung von 62 400 Mann 300 000 £ als einmalige Zahlung, sowie monatlich weitere 50 000 £ als Subsidie und 100 000 £ als Verpflegungszuschuß zu versprechen, wogegen die preußischen Heere, nach einem militärischen Einverständnis mit den Seemächten, dort verwendet werden sollten, wo es in deren Interessen am angemessensten erschien. Dieser für Preußen wenig rühmliche Vertrag hatte einen noch unrühmlicheren Ausgang: auf beiden Seiten waren von Anfang an noch Mißtrauen und Unlust stark vertreten. Die Auszahlung der Subsidien verzögerte sich eine Zeitlang, aus Gründen, auf die zurückzukommen ist. Die Preußen, von polnischen Sorgen bedrängt, verloren bald die Lust, den Vertrag auszuführen. Sie ließen sich zwar über eine Million Pfund Sterling auszahlen, stellten aber nicht die vertragsmäßig zugesicherte Truppenzahl und weigerten sich, nach dem Verlangen der Seemächte, die Niederlande zu besetzen; vielmehr blieben sie untätig am Mittelrhein stehen, während die Franzosen Belgien eroberten und schließlich sogar den Rhein überschritten. Darauf stellten die Engländer ihre Subsidienzahlungen ein, was Preußen den erwünschten Anlaß gab, einen Sonderfrieden mit Frankreich abzuschließen. Die unmittelbare Folge war, daß auch Holland an die Franzosen verloren ging.

So viel von den politischen Ereignissen. Für uns hier sind die Subsidienzahlungen selbst und die sie begleitenden wirtschaft-

lichen Umstände von größerer Bedeutung. Wenn man Parish's Angaben mit den allerdings zum Teil unklaren Mitteilungen nationalökonomischer Schriftsteller und mit sonstigen Materialien kombiniert, so ergibt sich Folgendes¹⁾:

Im Haager Verträge wurde abgemacht, daß die Subsidien in Berlin, und zwar in Gold zum Kurse von 6 Reichstalern für 1 Pfund Sterling, bezahlt werden sollten. Dieser Zahlungsmodus war für England sehr ungünstig. Parish sagt darüber:

Hier lag ein großer Mangel an kaufmännischer Einsicht vor bei unserem Freunde Pitt. Der vereinbarte Wechselkurs war zu hoch, und daß Gold gezahlt werden mußte, erhöhte den Schaden; denn Gold war damals in England sehr knapp, Silber dagegen reichlich vorhanden. In Preußen war Silber allgemeines Zahlungsmittel. Hätte man Zahlung in diesem Metalle stipuliert, so würde England $3\frac{1}{2} - 4\frac{0}{10}$ gewonnen haben, während es jetzt tatsächlich ganz bedeutende Verluste erleiden mußte. Die Subsidien, die größten, welche je einer fremden Macht gewährt worden sind, mußten sogar durch unsere Kriegsschiffe nach Hamburg gesandt und von dort auf Kosten Englands nach Berlin geschafft werden, was überdies noch eine doppelte Provision in London und Hamburg erforderte. Wie englische Minister sich in solchem Grade von dem preußischen Finanzminister Struensee, der sich den Zahlungsmodus ausgedacht hatte, übervorteilen lassen konnten, ist mir unbegreiflich. Hätte England den Betrag in London zur Verfügung der preußischen Regierung gestellt, würde diese „nein“ gesagt haben? Gewiß nicht. Preußen hätte auf London trassieren oder dort Rimessen beschaffen können, ohne großen Verlust zu erleiden. Statt dessen gelang es dem schlauen Fuchs im preußischen Finanzministerium, England enormen Schaden zuzufügen, und hätte ich ihn nicht vor Auszahlung des Geldes dazu gebracht, ein festes Verhältnis zwischen Gold und Silber anzunehmen, so wäre der Verlust noch viel größer geworden.

Hier tut Parish dem Minister Struensee zu viel Ehre an: auf die Art der Stipulation im Haager Verträge hatte er vermutlich gar keinen Einfluß, und jedenfalls wurde die Art der Zahlung ohne sein Zutun in London bestimmt; er wünschte sogar anfangs einen anderen Zahlungsmodus und suchte zu dem Zwecke,

1) Vgl. Büschs Schriften (Wiener Ausgabe), Bd. VII, S. 158 ff., 247 ff., 333 ff.; Bd. VIII, S. 427 ff. — Macleod, Theory and practice of banking, 4th ed. I, 518 ff. Daneben benutzte ich namentlich noch Akten des Königl. Geheimen Staatsarchives Berlin, R. XI, 73, Conv. 163—165.

unter Ausschluß aller Vermittler, direkt mit der englischen Finanzverwaltung anzuknüpfen. Diese hatte aber schon die Übermittlung der Subsidien dem großen Hause Harman, Hoare & Co. in London übertragen und dasselbe hatte Parish beauftragt, in Hamburg dies Geschäft zu besorgen. Bald erkannte Struensee freilich, daß der in London gewählte Zahlungsmodus für Preußen sehr günstig war. Aber warum hatte man ihn in London gewählt? Das läßt sich aus den überlieferten Tatsachen nur mutmaßen. Fest steht Folgendes:

In England herrschte Knappheit an Gold, dem allgemeinen Zahlungsmittel. Es waren gerade große Zahlungen an das Ausland zu leisten, namentlich für eine Kriegsanleihe, die Kaiser Leopold II. bei Boyd, Benfield & Co. in London unter Garantie der englischen Regierung aufnahm — ein damals in England völlig unerhörtes Ereignis. Dazu kamen nun die preußischen Subsidien. Die öffentliche Meinung war teilweise sehr gegen solche „Vergeudung britischen Goldes an das Ausland“ eingenommen. Fox donnerte dagegen im Parlament. Der Wechselkurs fiel schon, als das Schatzamt nur 40 000 £ Wechsel auf das Ausland kaufte, um 2 % und im Ganzen während des Maimonats um 5 %, was die öffentliche Meinung noch mehr erregte. Daher wußte man im Schatzamt wochenlang nicht, was beginnen, und Preußen wurde schließlich sehr ungeduldig. Auch wurde man in England mittlerweile mißtrauisch gegenüber Preußen, was ebenfalls nicht dazu beitrug, die Subsidienzahlungen zu beschleunigen; aber anfangs lag die Hauptschwierigkeit in der Bestimmung des Zahlungsmodus.

Silber hatte man in England im Überfluß, namentlich spanische Piaster. So lag es denn nahe, diese in natura nach Deutschland zu schicken; wenigstens wurde dadurch ein weiterer Rückgang des Wechselkurses verhindert, und tatsächlich erholte er sich unmittelbar nach Abgang der ersten Silbersendung.

Am 7. Juni gingen endlich die beiden Fregatten „Syren“ und „Active“ mit 467 Fässern voll Silber im Werte von 60 000 £

nach Hamburg, wo sie am 15. Juni eintrafen. Parish überlieferte sie dem mit der Empfangnahme beauftragten preußischen Major von Goechhausen, der einen Teil durch das Hamburger Haus Ohmann & Ko. bei der Hamburger Bank deponieren ließ, während der Rest unter militärischer Eskorte in zwei Elbjachten nach Berlin abging und dort Mitte Juli eintraf, zwei Monate nachdem das Geld in England zur Versendung bereit gestellt worden war. Es ist recht gut, daß man sich in einem solchen Falle einmal klar macht, wie groß die Schwierigkeiten derartiger Geldsendungen von Land zu Land noch um diese Zeit waren. Weitere bedeutende Schwierigkeiten und Kosten entstanden dann noch bei Verwertung der gesandten spanischen Piaster. Das alles war politisch von Bedeutung; denn wie der englische Gesandte wiederholt nach Hause berichtete: von der sofortigen Zahlung der Subsidien machte Preußen seine militärischen Operationen abhängig.

Parish berechnet, daß die englische Regierung bei den 720 000 £, welche auf solche Weise über Hamburg versandt wurden, volle 3 % oder etwa 126 000 Thlr. verlor. Dagegen ergab sich bei 50 000 £, welche in Hamburg auf London trassiert, und deren Wert in Friedrichsdor zum vertragsmäßig festgesetzten Kurse nach Berlin remittiert wurde, nur ein ganz geringer Verlust. Und bei denjenigen Piastern, welche Parish an die Hamburger Bank verkaufte und deren Wert er dann gleichfalls in goldenen Friedrichsd'ors nach Berlin sandte, stellte sich sogar ein ansehnlicher Gewinn heraus, weil in Hamburg damals das Wertverhältnis zwischen Gold und Silber für ersteres Metall weit ungünstiger stand als in England. Er berechnet, daß, wenn man durchweg so verfahren wäre, die englische Regierung nicht weniger als 30 000 £ gespart haben würde. Parish schließt daran eine längere, gründliche Belehrung über die in Preußen, Hamburg und England damals herrschenden Währungssysteme, eine Belehrung, die hier nicht wiedergegeben werden kann. Er war offenbar wesentlich besser unterrichtet, als Regierung und Handelswelt in England, deren mangelhafte Kenntnisse auf diesem Gebiete auch Büsch einige Jahre später scharf kritisierte.

IX.

Weitere Geschäfte mit der englischen Regierung.

Im Jahre 1795 begannen die letzten großen Unternehmungen John Parish's, Unternehmungen von eigenartiger Bedeutung, welche wieder mit den Weltereignissen im Zusammenhange standen.

Der Winter von 1794 auf 1795 war der härteste, den Europa seit langer Zeit erlebt hatte. Um Weihnachten war das Eis der Untereibe schon tragfähig. Bald darauf hörte der Schiffsverkehr und damit auch der Postverkehr zwischen England und dem ganzen Festlande auf, eine Stockung, welche volle sieben Wochen dauerte. Dieser unerhörte Frost hatte weittragende politische Folgen.

Nach dem Rückzuge der Preußen vom Rheine blieb der Schutz Hollands gegen die Franzosen in erster Linie, wie seit alters, dem Wasser überlassen, während die englischen und kaiserlichen Truppen sich auf die Bewachung der Übergänge beschränkten. Aber als der Frost zunahm, drangen die Franzosen unter Pichegru plötzlich über das Eis bis Amsterdam vor, wurden von der ihnen günstig gesinnten „Patriotenpartei“ mit offenen Armen aufgenommen und machten sich zu Herren des Landes.

Die englischen und hannoverschen Truppen mußten sich eilig ins Hannoversche zurückziehen, wobei sie alle ihre Magazine, ihre Hospitäler und den größten Teil ihrer Artillerie im Stich ließen und durch Kälte und Hunger schreckliche Verluste erlitten. Endlich langten sie in der Gegend von Osnabrück an, wo das Hauptquartier bis zum Schlusse der Eissperre blieb. Der englische Generalintendant verfügte dort über keine Mittel zur Verpflegung der Truppen und war von seinem Amsterdamer Bankier, dem er bedeutende Wechsel auf das Schatzamt verkauft hatte, abgeschnitten. Er knüpfte daher mit Hamburg an, das ja damals überhaupt die Erbschaft Amsterdams antrat, und zwar ließ er den englischen Konsul in Hamburg, Hanbury, fragen, ob dieser ihm

Wechsel auf London abnehmen könne. Als Hanbury das bejahte, erhielt er 50 000 £ solcher Wechsel und die Mitteilung, daß wöchentlich wenigstens weitere 35 000 £ folgen würden; zunächst sei ein sofortiger Goldtransport abzufertigen.

Der Generalintendant wußte nicht, daß Hanbury's Kräfte für ein Geschäft von solchem Umfange bei weitem nicht ausreichten. Man hielt in Hamburg England für verloren und die Wechsel für wertlos. Niemand wollte sie nehmen. Hanbury bot sie unter dem Tageskurse aus, was die Lage noch verschlimmerte. Nach Verlauf von 14 Tagen wandte er sich endlich an Parish und bot diesem an, das Geschäft gemeinsam durchzuführen. Da die Provision 1 % betrug, also für beide ausreichte, nahm Parish das Anerbieten an und zahlte sofort 50 000 Louisdor, mit denen Hanbury persönlich nach Osnabrück reiste, während Parish den Wechselverkauf und die Goldbeschaffung organisierte. Bis zum Ende der Eissperre hatte er bereits über 50 000 £ Tratten auf das Schatzamt verkauft, — für damalige Zeit ein ganz ungeheurer Betrag, welcher deutlich erweist, wie sehr die Aufnahmefähigkeit des hamburgischen Wechselmarktes sich um diese Zeit besserte. Parish hatte aber auch allen Anlaß, sich selbst einen bedeutenden Teil des Verdienstes an dem Erfolge zuzuschreiben:

Es war ein großer Beweis von Vertrauen auf seiten unserer Börse, nicht so sehr in meine Zahlungsfähigkeit — denn welches Vermögen hätte für ein solches Engagement ausgereicht? — als vielmehr in meine Urteilsfähigkeit! Dieselben Wechsel, über die man einige Wochen vorher die Nase gerümpft hatte, wurden jetzt bar bezahlt, weil ich auf ihre Rückseite meinen Namen gesetzt hatte.

Die Geldbedürfnisse der englischen Truppen wuchsen immer mehr an; so kaufte Parish alle in Hamburg lagernden kaiserlichen Mehl- und Kornvorräte für 120 000 £, wobei 2 % Provision verdient wurde. Es kam häufig vor, daß er an einem einzigen Tage 100 000 £ Tratten auf das englische Schatzamt anbrachte, ganz abgesehen von seinen sonstigen Umsätzen, die auch nicht gerade klein waren.

Am Jahresschluß ergab sich, daß Parish's Gesamtverkäufe von Wechselln auf das Schatzamt die unerhörte Höhe von 2300000 £ erreicht hatten, also fast 50 Mill. Mk. heutiger Reichswährung, ohne Berücksichtigung der seitdem eingetretenen bedeutenden Verringerung des Geldwertes.

Parish und Hanbury verdienten dabei zusammen das runde Sümmdchen von 23000 £. Für Hanbury bedeutete dies den Erwerb eines Vermögens und großen Kredits: „Ich hoffe,“ sagt Parish, „er wird seine Position behaupten, in welchem Falle ich den Anteil, der ihm an diesem glänzenden Geschäfte zugefallen ist, nicht bedauern werde.“ Für Parish aber hatten die bewegten Vorgänge des Jahres 1795 noch ein langes Nachspiel: seine Truppentransportgeschäfte und die Streitigkeiten, die aus ihnen hervorgingen.

Die Eissperre des Winters 1794/95 nahm um die Mitte des März schließlich ein Ende. Auf einmal kamen 13 englische Posten an. Allein Parish's Teil daran füllte einen großen Sack, und es erforderte drei volle Tage, diese Menge Briefe zu lesen; zum erstenmale in seinem Leben, so gesteht er, verlor er fast den Kopf ob der Sturzwellen von Geschäften, die ihn so plötzlich überschwemmt; doch auch das ging vorüber, und das Geschäft hatte gerade sein gewohntes Aussehen wieder gewonnen. Da schlug ihm Kapitän Popham, ein nach dem Festlande gesandter Beamter der englischen Regierung, vor, den Transport der noch auf dem Festlande befindlichen britischen Kavallerie nach Irland zu übernehmen.

Damit war ein hohes Risiko verknüpft; denn sobald die zu dem Zwecke von Parish gecharterten Schiffe unter den Befehl britischer Offiziere gestellt waren, hatten diese über ihre Bestimmung zu entscheiden, und Parish glaubte zuerst fest, die Truppen sollten nicht nach Irland geschafft, sondern an der französischen Küste gelandet werden, was auch tatsächlich eine Zeitlang beabsichtigt gewesen zu sein scheint. Dann hätte Parish den Schiffseigentümern für den Wert der Schiffe aufkommen

müssen. Er vertraute aber, daß ihn die Regierung seines Heimatlandes in diesem Falle schadlos halten würde:

Wurde ich dabei geleitet vom Patriotismus oder vom Selbstinteresse, liebe Henny? Ich vermute, es war eine Mischung von beidem. Meine Dienste wurden in Anspruch genommen in einem Zeitpunkte, als niemand sonst zur Stelle war, der solche Geschäfte hätte übernehmen können oder wollen. Als ich dies einmal getan hatte, wurde es für mich Ehrensache, den Zweck zu erreichen, und ich begann sehr bald, mich ausschließlich als Vertreter der Regierung zu fühlen. Der Amtseifer (the enthusiasm of office) drängte die geschäftliche Vorsicht etwas beiseite, und ich war bestrebt, das Unternehmen mehr nach den Zwecken der Regierung als gemäß den Vorteilen, welche die Natur des Geschäfts mir selbst in sichere Aussicht stellte, zu dirigieren. Das Unternehmen schmeichelte eben meiner Eitelkeit, die „des Alten Kopf“ fast verdrehte.

Ich bezweifle, ob je eine so feine Beobachtung der Wirksamkeit kollidierender geschäftlicher und ungeschäftlicher Motive angestellt worden ist. Übrigens erwiesen sich Parish's heimliche Sorgen als unbegründet: die Truppen wurden tatsächlich nach Irland geschafft, und zwar mit 27 Schiffen von zusammen 5346 Last Tragfähigkeit, die Parish zu dem Zwecke charterte; er verdiente dabei etwa 15 000 £.

Die erfolgreiche Durchführung dieses Unternehmens erzeugte den weiteren Vorschlag, Parish möge monatsweise Transportschiffe mieten, um die fremden Hilfstruppen in englischen Diensten nebst den erforderlichen Vorräten usw. nach Westindien zu schaffen. Parish versuchte, zu dem Zwecke Schiffe in Hamburg oder auswärts zu chartern, doch vergebens. Deshalb sah er sich, in Anbetracht der günstigen Bedingungen, veranlaßt, Schiffe zu kaufen und sie an die englische Regierung zu vermieten. Er hoffte, dies würde den ängstlichen Schiffseigentümern Mut machen, ihm die dann noch nötigen Fahrzeuge mietweise zu überlassen. Schiffsraum war damals so knapp, daß die englische Regierung den eigenen Untertanen 30 sh. Fracht p. ton anbieten mußte, um sie zur Teilnahme an dem Transportgeschäfte anzureizen. Parish erhielt für jede Last monatlich 36 sh.; auch wurde

ihm Beschäftigung auf sechs Monate garantiert und für vier gleich im voraus Zahlung geleistet.

Parish hatte gerade mit seinen Schiffskäufen angefangen, als ihm der hamburgische Senat mitteilte, seine Schiffe würden keine Pässe erhalten, somit auch nicht berechtigt sein, die hamburgische Flagge zu führen, und zugleich die Befürchtung äußerte, das Unternehmen könnte vielleicht die Neutralität der Stadt gefährden. Doch Parish ließ sich dadurch nicht beirren. Binnen einem Monate lag eine Flotte von 16 starken Schiffen und 3780 Last zum Auslaufen bereit. Er hatte dafür 960000 Mk. Banko aufgewendet. Seine Kalkulation war die folgende:

Er erwartete pro Last und Monat 36 sh. (englisch) Frachteinnahme, nebst 15 % Kapplaken¹⁾, was zusammen 7879 £ Einnahme monatlich ausmachte. Dagegen erforderte die Bemannung im gleichen Zeitraume (16 Kapitäne zu je 10¹/₂ £, 16 Maate zu 5 £, 34 Offiziere zu 4 £, 300 Matrosen zu 3 £) 1304 £, die Verpflegung dieser 366 Mann zu 1 sh. täglich 449 £, Kapplaken für den Kapitän 340 £, Versicherung (1¹/₃ % monatlich von 50400 £) 672 £, so daß die gesamten Monatskosten auf 2765 £ und der Reinertrag auf 5114 £ veranschlagt werden konnte. Parish rechnete auf acht Monate Beschäftigung für seine Schiffe und erhoffte, unter Berücksichtigung von Abnutzung der Schiffe, einen Reinertrag von 27000 £ im ganzen.

Zunächst ging seine Erwartung in Erfüllung, daß sein Vorgehen die Schiffseigentümer zur Nachfolge ermutigen werde: der Transportagent verfügte schließlich über 70 Schiffe von 15142 Last, deren Flaggen alle Farben des Regenbogens aufwiesen und auf welche die Anzahlung für vier Monate über 100000 £ betrug.

Die Einschiffung der Truppen und Vorräte fand teils in Stade statt, teils bei Nienstedten. An letzterem Orte wurde namentlich das Regiment Löwenstein, 900 Mann stark, in fünf von Parish's besten Schiffen aufgenommen:

1) Eigentlich nur der Gewinnanteil des Kapitäns, hier ein dem Reeder größtenteils zugute kommender Zuschlag zur Fracht.

Es war ein neuer Anblick für diesen Teil der Welt. Sollte sich Ähnliches wiederholen, so müßte man die Einschiffung durch Kriegsfahrzeuge überwachen lassen. Deren Fehlen hätte fast ernsthafte Folgen, vielleicht den Verlust des ganzen Korps nach sich gezogen. Unter den Leuten brach eine Meuterei aus. Sie zwangen alle meine Kapitäne nebst dem Transportagenten zur Flucht, und erst Kapitän Popham gelang es, sie zu beruhigen. Glücklicherweise war am folgenden Tage der Wind günstig, so daß sie sich bald mit der übrigen Flotte vereinigen konnten. Im September segelte dieser unter Convoi mehrerer Fregatten ab, kam aber nur bis Glückstadt, wo sie durch konträre Winde neun Wochen aufgehalten wurde.

Dann segelte die Flotte ab und langte ohne weitere Zwischenfälle in Westindien an. Damit hatte Parish seine Aufgabe gelöst, der „Transport Board“ dagegen, die englische Behörde, welche ihm Zahlung zu leisten hatte, tat das nur teilweise; das Übrige wurde einbehalten. Ehe wir aber diese leidige Sache, die Parish noch viel zu schaffen machen sollte, weiterverfolgen, sei zunächst das Ergebnis des Jahres 1795 mitgeteilt.

Es war das glänzendste Jahr, welches Parish je erlebt hatte. Der ganze Reinertrag betrug nicht weniger als 1 365 317 Mk. Banko, derjenige aus den Truppentransporten allein 408 207 Mk.; da dieser letztere aber noch nicht vor allen Zwischenfällen geborgen war, so wurde er nicht verteilt, sondern als Reservefonds beiseite gesetzt und auch von dem übrigen Gewinne ein Teil als Delkredere-Fonds, zur Deckung etwaiger Verluste aus laufenden Verbindlichkeiten. Es ist amüsant, wie Parish diese Maßnahmen begründet, wobei vorauszuschicken ist, daß er damals schon mitten in der Ausführung seiner Absicht begriffen war, sich vom Geschäft zurückzuziehen:

Das „Reservekorps“ sollte meinen Rückzug gegen etwaige schwere Angriffe decken; denn selten findet ein Rückzug statt ohne solche Verluste durch wachsame Feinde. Aber auch den Rest wagte ich nicht ganz zu verteilen. In einem Winkel stand meine geliebte Madame Delkredere; ich schaute sie an; sie lächelte zwar; dennoch dachte ich, sie möchte wohl etwas mehr Zuschuß brauchen für den harten Kampf des folgenden Jahres. Sie hielt mir ihre Börse hin und fragte mich: „Wird dies genügen, um Euch über den Berg zu helfen?“ — „Was ist darin?“ fragte ich zurück. — „Meine Ersparnisse, lieber Herr, seit der Zeit, daß

ich in Euren Diensten bin, nämlich Bko.-M 331 687
Ich erwiderte: „Herrlich! Aber es ist noch immer
nicht genug; du mußt noch etwas runder werden;“
so schenkte ich ihr denn zu Weihnachtn weitere . . . „ 168 313
und beglückt zog Madame Delkredere mit . . . Bko.-M 500 000
von dannen. Während sie sich entfernte, schaute ich ihr wehmütig nach
und rief ihr noch zu: „Halte dich tapfer, liebe Freundin, halte mich frei
von allen Übeln, die ‚Miß Fortune‘ mir vielleicht noch zudenkt! Dann
sollst du eine Robe haben, besetzt mit dem schönsten Zobelpelz, der
im Lande zu haben ist, um dich im Winter warm zu halten.“ Sie
lächelte aufs neue holdselig und verließ mich.

Nach Abzug dieser großen Reserven stellte sich das Kapital
von John Parish auf 1 355 850 Mk. (gegen 800 000 im Jahre 1794),
dasjenige seines Partners Möller auf 230 713 Mk.

Parish's Söhne Richard und John waren damals bereits seit
einiger Zeit im Geschäfte tätig, wenn auch noch nicht als Teilhaber.
Richard (geb. 1776) versah das Amt eines Kassierers:

Es gab reichlich Beschäftigung. Ich wage zu behaupten, daß mehr
Geld durch seine Hände ging als durch diejenigen von fünf Kassierern
der größten kontinentalen Handelshäuser dieser Zeit zusammen. Er hand-
habte diesen gewaltigen Umsatz mit der größten Genauigkeit zu meiner
vollkommenen Zufriedenheit. Überhaupt hat er mir — was ein Vater
wohl selten von einem Sohne sagen kann — seit seiner Geburt nicht
den geringsten Anlaß zur Sorge gegeben vielmehr nur Unterstützung
und Befriedigung. Gott segne meinen Richard!

Die Geschäftsräumlichkeiten wurden zu eng. Für die Truppen-
transporte und die damit zusammenhängenden Lieferungen mußte
eine neue Abteilung gebildet werden, aus acht Angestellten be-
stehend, die der älteste Sohn John (geb. 1774) leitete. Der Ge-
schäftszweig brachte eine Masse von Einzelheiten mit sich, hin-
sichtlich deren keine Erfahrungen vorlagen. John entwickelte
dabei außerordentliche Tatkraft und erwarb sich große Verdienste
um den günstigen Ausgang: „Wie stolz bin ich auf meine Jungen!
Und wie glücklich macht es mich, wenn ich Gelegenheit habe,
von ihnen zu sprechen!“

Der Vater selbst behielt sich die Oberleitung vor, nebst allen
Gelddispositionen, und er hatte damit reichlich zu schaffen. Aber
er war entschlossen, sich vom Geschäfte zurückzuziehen. Die

Motive, welche diesen Entschluß zeitigten, führt er uns selbst vor Augen:

Ich überschaute das Werk meines Lebens. Es lächelte mir zu und schien zu sagen: Vorwärts, John, du bist auf dem rechten Wege; verfolge ihn weiter! Wie hoch kannst du dann noch steigen! 100 000 £ Verdienst in einem Jahre; wie wird sich das in einigen weiteren Jahren vervielfachen! Dein bisheriges Ziel ist zwar erreicht: dein Haus überragt die deiner Nachbarn; aber du kannst noch weit mehr erreichen; nichts steht dir im Wege. Der ganze Handel des Kontinents konzentriert sich jetzt in Hamburg; die besseren Geschäfte werden dir zuströmen; du brauchst nur dein Kontor offen zu halten.

Diese Ideen waren sehr verlockend; aber — so fragte ich mich — worin besteht der innere Wert des Reichtums? Nur in dem Vergnügen, ihn anzuhäufen? Oder in seiner Fähigkeit, weise Genüsse, Komfort zu schaffen? Ersteres war für mich nie eine besondere Wonne, vielmehr nur, soweit es dem letzteren Zwecke diente. Bin ich noch in der Vollkraft des Lebens und imstande, dessen Freuden zu genießen, oder habe ich den Meridian schon überschritten? Wird irgend ein Teil davon mir folgen, und welches sind die Aussichten, mich ihrer noch lange zu erfreuen?

Die Antworten auf alle solche Fragen wirkten jenem anspornenden Einflusse des Ehrgeizes entgegen, und nach reiflicher Erwägung bemerkte ich, daß selbst diese scheinbar unersättliche Leidenschaft vollkommen befriedigt war. Ich sagte mir: „John, du hast genug erworben. Nun beginne, deinen Reichtum vernünftig zu verwenden. Sorge für die Erhaltung deines Kapitals; aber die ganzen Zinsen gib aus; lasse jeden Gedanken an weitere Kapitalanhäufung fahren; das wird auch allen spekulativen Vorschlägen, die dich wieder ärmer machen könnten, entgegenwirken.“

So faßte Parish denn den endgültigen Vorsatz, sich möglichst schnell aus den Geschäften loszumachen; aber der Ausführung dieses Entschlusses standen noch manche gewichtige Schwierigkeiten im Wege.

X.

John Parish der Alte zieht sich vom Geschäft zurück.

Vor allem machten Parish die außerordentlich großen Verpflichtungen Sorge, in welche ihn das befreundete Welthaus Boyd, Benfield & Co. in London verstrickte, um große und verlustreiche Fondsspekulationen durchführen zu können. Der Kredit dieses Hauses in London war im Niedergange begriffen; die Bank von England nahm seine Wechsel nicht mehr. Wiederholt wurde Parish von anderen englischen Freunden gewarnt und bedeutet, er möge sich zurückziehen; aber sie wußten wenig davon, wie tief er schon in die Boyd'schen Geschäfte verwickelt und wie groß die Gefahr eines Rückzugs für ihn war. Zeit gewinnen und ganz allmählich die Engagements einschränken, war alles, was er tun konnte, ohne den Kredit beider Häuser zu gefährden. Er war sogar noch immer genötigt, Boyd & Co. Entgegenkommen zu beweisen.

So mußte er auch bei der Anleihe verfahren, welche Boyd & Co. 1795 in London für Kaiser Leopold II. aufnahmen. Bei Übermittlung der Anleihegelder an den Kaiser waren dessen Bankiers in Hamburg, die Häuser Schuback und Dorner, hauptsächlich beteiligt. Ein Drittel des Geschäfts wurde Parish angeboten, was er nicht ablehnen konnte. Dabei lag auf seiten von Boyd & Co. eine doppelte Absicht zugrunde: erstens sollte er bei Übermittlung der Anleihegelder und zweitens sollte er dabei helfen, Boyd & Co. die Benutzung dieser großen Kapitalien noch auf einige Zeit für ihre Spekulationen zu ermöglichen. Zu dem Zwecke sollten die Hamburger Häuser an Boyd & Co. umfangreiche „Blankokredite“ (ungedeckte Kredite) gewähren.

Schuback lehnte dies höflich ab: die Grundsätze seines Hauses, so erklärte er, schlossen Blankokredite aus. Anders Dorner:

„Seien Sie willkommen, meine Herren,“ sagte der kleine Bürgermeister mit einem bezeichnenden Lächeln; „meine Börse, mein Kredit ist

zu Ihrer Verfügung!“ Er hielt sein Versprechen getreu. Aber während ich dies schreibe (am 19. April 1798), liegt seine Leiche auf der Bahre. Möchten seine Erben sein Entgegenkommen nicht zu bereuen haben! Augenblicklich beläuft sich ihr Blanko-Engagement bei Boyd & Co. auf 150 000 £.

Daraus entstanden in der Tat große Schwierigkeiten, über welche Büsch folgendermaßen berichtet¹⁾:

Martin Dorner, einer der Bürgermeister der Stadt, war durch seinen Handel als Banker nicht allein mit England, sondern mit allen den ersten Bankern Europas in Verbindung. Wenige Tage vor seinem Tode hatte er noch eine halbe Million Mark, die aus Italien auf ihn gezogen worden, akzeptiert, für welche Summen die Rimessen vor Verfall nicht gefehlt haben. Auf seinem Bankfolio hatte er mehr als eine Million stehen, was ebensoviel sagen will, als wenn er es in seiner Kasse bar liegen gehabt hätte. Aber sein Taschenbuch enthielt eine noch viel größere Summe in an ihn indossierten Wechseln. Unglücklicherweise war dieser würdige Mann gewohnt, alles selbst zu tun, da er keinen Associé besaß, der neue Wechsel auf seine Schuldner oder auf die hätte ziehen können, die wegen ihrer langen und soliden Verbindung mit ihm nie deren Annahme verweigert haben würden.

Es entstand eine ganz kurze Zahlungsstockung, welche aber durch zwei außerordentliche Maßregeln beendet wurde: erstens bevollmächtigte der hamburgische Senat „die vorzüglichsten Diener des Kontors“ zur allmählichen Abwicklung der Dörnerschen Geschäfte, indem er sie zugleich eidlich zur getreuen Wahrnehmung des Interesses der minderjährigen Erben verpflichtete; zweitens bildeten einige der ersten Kaufleute Hamburgs einen Vorschußfonds zur Bezahlung der fälligen Akzepte. So wurden nicht nur alle Verpflichtungen erfüllt, sondern es blieb auch noch ein ansehnliches Vermögen übrig.

Wie verhielt sich nun Parish, der Dritte im Bunde, gegenüber Boyds Zumutungen? Dieser kannte längst seine Absicht, sich vom Geschäft zurückzuziehen, hatte er doch bereits allen seinen Geschäftsfreunden die ihnen eingeräumten Blankokredite auf den 1. Januar 1796 gekündigt. Nur bei Boyd & Co. mußte er eine Ausnahme machen, da sonst die gefährlichsten

1) Schriften (Wiener Ausgabe), Bd. VIII, S. 449 ff.

Verwicklungen zu erwarten waren. Es scheint sogar, daß ihr Blankokredit bei Parish im Laufe des Jahres 1795 noch beträchtlich zunahm; jedenfalls gewährte er ihnen Frist für die Beschaffung von Deckung bis zum 1. Juli 1796; das aber bezeichnete er als letzten Termin.

Im Mai 1796 erinnerte er sie nochmals daran, daß sein Name nunmehr bald auf ihren Wechseln verschwinden müsse. Sie merkten jetzt, daß es Ernst wurde, und die Korrespondenz zwischen den beiden großen Häusern wurde immer steifer und frostiger; die üblichen Privatzeilen von Boyd am Schlusse der Geschäftsbriefe blieben fort; ein Kampf zwischen den Herren bereitete sich vor.

Zunächst entsandte Boyd zwar seinen Sohn nach Hamburg, um Parish umzustimmen, aber dieser lehnte das so entschieden ab, daß Boyd sogleich zu anderen Maßregeln überging. Er eröffnete den Kampf durch die an Parish gerichtete Aufforderung, 60 000 £ zu bezahlen, für welche er sich dem englischen Transport Board wegen Parish verbürgt hatte. Diese Bürgschaft war dadurch entstanden, daß der Transport Board die von Parish auf ihn wegen seiner uns schon bekannten Restforderung gezogenen Tratten nur unter der Bedingung akzeptiert hatte, daß Boyd sich für den Zeitraum von sechs Monaten verpflichtete, die Beträge, welche der Transport Board etwa Parish von seiner Forderung abziehen sollte, seinerseits für den letzteren zu bezahlen. Von dieser Bedingung aber hatte Boyd eigentümlicherweise Parish noch keine Mitteilung gemacht. Vielmehr forderte er ihn erst im Mai 1796, als die Sechsmonatsfrist gerade ablief, und zugleich der Streit mit Parish sich zuzuspitzen begann, peremptorisch auf, entweder die 60 000 £ zu bezahlen oder die Verpflichtung zur Rückzahlung etwaiger Abzüge des Transport Board durch seine Namensunterschrift zu genehmigen.

Offenbar hatte Boyd mit jener Verpflichtung seine Befugnisse überschritten; aber Parish befand sich damals, wegen der Größe seiner Engagements bei Boyd, in dessen Hand, und nach

Beratung mit seinem Schwiegersohne, dem „Laird of Rossie“, einem gründlichen Kenner aller in Betracht kommenden Verhältnisse, entschloß er sich, die Verlängerung der Bürgschaft bis zum 24. November 1796 nachträglich zu sanktionieren.

So hatte er jetzt zwei schwere Ketten am Bein, die ihn hinderten, sich rasch aus dem Geschäft zurückzuziehen: die Engagements bei Boyd und den Streit mit dem Transport Board. Bei dem letzteren Streite handelte es sich um fast 100 000 £, welche Parish von seiner Forderung abgezogen werden sollten. Die Befürchtung vor einem Verluste von solcher Höhe oder doch vor einem langen Rechtsstreite über ein Geschäft, dessen Einzelheiten durch Juristen schwer zu beurteilen waren, wirkte lähmend auf Parish ein. Aber glücklicherweise konnte er sich auf den „Laird“ verlassen, der es mit großer Umsicht zu erreichen wußte, daß die englische Regierung die Entscheidung einem zu dem Zwecke eingesetzten Kollegium von Schiedsrichtern anheimstellte.

Mittlerweile gelang es Parish, sich der lästigen Mitwirkung Boyds bei diesem Streite ganz zu entledigen. Parish's Ersuchen um eine weitere Verlängerung der Bürgschaft Boyds hatte dieser mit hohen und harten Worten abgelehnt, worauf der Laird seinen Freund, den hochangesehenen, der Regierung nahestehenden Handelsherrn Scott, veranlaßte, mit ihm zusammen die Bürgschaft zu übernehmen:

Boyds Bürgschaftsschein wurde ihm sofort zurückgesandt, damit er ihn noch in derselben Nacht unter sein Kopfkissen legen konnte. Was habe ich nicht für diesen Mann getan, und wie bin ich dafür belohnt worden!

Der Streit mit dem Transport Board unterlag jetzt der Entscheidung der Schiedsrichter. Der Transport Board hatte unter anderem einen eigenen Agenten nach Hamburg gesandt, um Material gegen Parish zu sammeln. Aber nachdem alles fast ein Jahr lang sehr gründlich geprüft worden war, fiel der Spruch durchaus zugunsten Parish's aus. Die Ansprüche des Transport Board wurden als unbegründet und dagegen Parish's Restforde-

rungen als begründet erachtet; es wurden ihm sogar noch 1500 £ mehr zugebilligt, als er gefordert hatte.

Parish zog aus den Erfahrungen, welche er bei dem Transportgeschäft gesammelt hatte, wieder in gewohnter Weise seine Lehren:

Ein Kaufmann kann nicht umsichtig genug sein bei Geschäften mit einer Regierung; denn seine Lage ist zu ungleich derjenigen seines Gegenkontrahenten. Hier hatte ich mir das Geld im voraus auszahlen lassen, und trotzdem wäre ich, infolge des leichtsinnigen Verfahrens meiner Londoner Freunde, fast geopfert worden. Gewiß können Geschäftshäuser durch solche Umsätze Ansehen gewinnen; aber meist haben sie ihre Kühnheit zu bereuen. Und so vorteilhaft in diesem Falle der schließliche Ausgang war — würde mir ein solches Geschäft aufs neue vorgeschlagen, ich würde — das erkläre ich auf Ehre — nicht einen Augenblick zögern, es zurückzuweisen¹⁾.

Für einen Minister hat es nicht viel zu bedeuten, ob er ein Geschäftshaus mehr oder weniger opfert. Solange ihr Kredit für den Finanzbedarf des Staates von Bedeutung ist, werden die Geschäftsleute geehrt und umschwehelt; aber sobald das aufhört, hüllt sich der Staatsmann wieder in seine Würde, und der Kaufmann ist vergessen. Der Geschäftsverkehr mit seinesgleichen beruht für diesen auf der Grundlage gegenseitiger Billigkeit; handelt er unrecht, so läßt sich das wieder ausgleichen; aber im andern Falle ist es schon Herablassung, wenn man seine Beschwerden anhört, geschweige denn sie berücksichtigt. Nicht demokratische Gesinnung spricht aus mir, sondern geschäftliche Erfahrung, von der ich wünsche, daß meine Nachfolger in der Geschäftsleitung sie beherzigen möchten.

Das wurde geschrieben am Ende des 18. Jahrhunderts, als das Rechtsgefühl, namentlich in solchen Verhältnissen, noch relativ schwach entwickelt war. Aber Parish's Betrachtungen haben auch für die Gegenwart noch viel Bedeutung. Noch immer ist es das Wesen des „öffentlichen Kredits“, daß der Schuldner in der Regel nicht zur Erfüllung seiner Verpflichtungen gezwungen werden kann, und auch sonst hat der Geschäftsverkehr des Fiskus mit privaten Geschäftsleuten auf beiden Seiten viel von jenen unerfreulichen Eigentümlichkeiten sich bewahrt, welche John Parish an ihm bemerkte.

1) An dieser Stelle der Memoiren hat ein halbes Jahrhundert später ein Enkel John Parish's die Frage eingeschoben: „Ist es möglich?“

Ein weiteres schweres Hindernis bei Ausführung seines Rückzugs aus dem Geschäftsleben bildeten für Parish seine früher erwähnten Beziehungen zu dem Marquis de Walkiers, dem er für große Kornspekulationen einen bedeutenden ungedeckten Kredit gewährt hatte. Die Getreidepreise begannen zu fallen, und Parish erklärte Walkiers, er sei tatsächlich schon bankrott; Walkiers geriet zuerst außer sich, mußte jedoch Parish bald recht geben und übergab ihm als Sicherheit 2000 Last Getreide. Aber bald erwies sich diese Sicherheit, infolge eines starken weiteren Preisrückganges, als unzureichend; Walkiers entzog sich allen Verpflichtungen durch die Flucht, und Parish verlor bei ihm schließlich 330000 Mk. Banko.

Schlimmer noch erging es ihm mit seinen Engagements in Liverpool. In der Krisis von 1793 hatte er die dortige Firma Richard & Matthießen im eigenen Interesse stützen müssen, aber der damals vermiedene Verlust erfolgte schließlich dennoch: die Londoner Bankiers der eben genannten Firma stellten ihre Zahlungen ein und rissen letztere, sowie noch ein zweites Liverpooter Haus, an welches Parish eine Forderung hatte, mit sich fort. Parish hatte es gerade vorher erreicht, daß jene Bankfirma ihm für die Schuld von Richard & Matthießen ihr Akzept gab, da erfolgte die Katastrophe, welche einen Kapitalverlust von weiteren 370000 Mk. Banko für Parish zur Folge hatte. Dies war aber der letzte Unglücksfall seiner geschäftlichen Laufbahn.

Während der Ausgang aller dieser Verwicklungen und namentlich der Streit mit dem Transport Board noch unsicher ward, sprach Parish's Kompagnon Möller den Wunsch aus, jener möchte die schwebenden Forderungen und Verpflichtungen allein übernehmen und ihn hierdurch von seinen Sorgen um den Ausgang befreien. In Anerkennung der großen Dienste, welche Möller ihm in schwerer Zeit geleistet hatte, erklärte Parish sich bereit, seinen Wunsch zu erfüllen: 280000 Mk. Banko wurden Möller, als Anteil am Ertrage der sechs Jahre seiner Teilhaberschaft, am 31. Dezember 1796 ausbezahlt.

Auch seine eigenen Söhne John und Richard, welche das Geschäft unter der alten Firma fortsetzen sollten, belastete Vater Parish nicht mit irgend einem Anteil an den noch schwebenden Engagements, sondern übernahm diese allein und bezahlte jedem der Söhne 50000 Mk. Banko auf Grund seines zu erwartenden Erbteils, sowie 300000 Mk. als verzinsliches Darlehen. Jeder der beiden Söhne sollte ein Drittel Anteil an dem neuen Geschäfte haben; die Übertragung des letzten Drittels an einen der jüngeren Söhne behielt der Vater sich einstweilen noch vor.

Das Jahr 1796, das letzte Geschäftsjahr John Parish's, ergab einen Gewinn von 527699 Mk. Banko, wovon er wieder einen Teil dem Reservefonds zuteilte, der sich danach auf volle 1246046 Mk. belief; dieser Betrag wurde einstweilen als nicht vorhanden betrachtet. Das dann noch übrigbleibende sichere Geschäftskapital Parish's bezifferte sich auf 1626399 Mk. Banko. Die Gesamtumsätze der letzten vier Jahre hatten rund 352 Mill. Mk. Banko oder 25 Millionen Pfund Sterling betragen.

Im Jahre 1797 ergab sich, daß ein großer Teil jener Reserven nicht verloren war. Die Verluste auf schlechte Schulden betragen allerdings etwa eine Million Mark Banko, aber das Transportgeschäft, dessen Ausgang Parish Ende 1796 noch nicht hatte überschauen können, nahm die Reserven schließlich nicht in Anspruch, und ebenso günstig gestaltete sich das Schicksal des Delkrederefonds:

Eines Morgens öffnete sich die Tür meines Schlafzimmers, und der Diener meldete: „Madame Delkredere!“ Ein gewinnendes Lächeln lag auf ihren Lippen; ihr ganzer Ausdruck war Güte. Ich hatte gerade noch Zeit, meinen Frühstückstisch zu erreichen, da zog sie schon aus ihrer Tasche einen Fächer, kühlte sich damit und sagte: „Es war eine schwere Bürde; Gott sei Dank, jetzt bin ich von ihr befreit! Hoffentlich wird es Euch so gut tun, wie Ihr erwartet habt. Hier sind in gutem Bankgeld 534596 Mk.“ — „Vielen, vielen Dank!“ antwortete ich. „Die versprochene Belohnung soll nicht ausbleiben; und da du mir eine so gute Freundin gewesen bist, so hoffe ich, meine Nachfolger werden dir einen schönen Raum im ersten Stock ihres neuen Hauses nicht versagen.“ — Sie erwiderte: „Bitte, gebt mir eine Zeile für sie mit.“ — Ihr Wunsch wurde

erfüllt, und nach einem guten Frühstück mit Marmelade und Honig zog sie sich zurück, wobei sie mir einen ihrer schönsten Knixe machte.

Nach Austeilung überaus reichlicher Gratifikationen ergab sich, daß das Kapital, welches John Parish am 31. Dezember 1797 sein eigen nennen konnte, über zwei Millionen Mark Banko betrug. Dieses Kapital hatte er sich in 40jähriger Arbeit erworben.

Das Kontor in der Deichstraße hatte er schon mit Ende des Jahres 1796 verlassen. Die geliebte Tochter Henny war mit ihrem Gemahl nach Hamburg gekommen und wohnte dem Abschiede des Vaters von der Stätte seiner Lebensarbeit bei:

Der Vorhang fiel. Der Vater stand auf der Bühne, von den jungen Leuten zurückgehalten, die jetzt auf ihr agieren sollten. Sie hatten ihn durch ein wohlangelegtes Manöver umringt und hingen an ihm, als wollten sie ihm ein letztes Lebewohl sagen! Wir alle fühlten, was wir nicht aussprechen konnten! Die Beschreibung des Bildes blieb einem Engel vorbehalten, der den glücklichen Augenblick erfaßte und ihn zur Freude der Mutter und des abwesenden Gatten festzuhalten wußte. Ich hoffe, Henny, du wirst eine Kopie davon diesen Blättern beifügen¹⁾, um das Werk zu verschönen, das jetzt sich seinem Ende nähert. Die Uhr schlug zwölf; es ist Mitternacht! Der Geschäftsmann hat aufgehört, zu sein!!! Gute Nacht, liebste Henny! Laßt uns alle schlafen gehen!

XI.

Erfahrungen und Lehren.

John Parish beendete die Niederschrift der Erinnerungen aus seinem Geschäftsleben am 29. Mai 1798 in seinem Landhause zu Nienstedten an der Elbe, das nun volle zehn Jahre lang (von 1797—1806) den äußeren Mittelpunkt seines Lebens bildete²⁾. Zumal in der ersten Zeit nach Aufgabe des Geschäfts überließ er sich dort ganz den Freuden des Landlebens. So bezog er

1) Ist nicht geschehen.

2) Es war das zweite Haus hinter „Jacobs“ Restaurant. Parish hatte das Grundstück nebst einem, jedenfalls nur kleinen Hause 1779 für 5000 Mk. Courant gekauft; er vergrößerte das Grundstück 1793, baute 1794 einen Flügel an für 22 500 Mk. und vermehrte das Mobiliar durch Anschaffungen in Höhe von 6000 Mk.; 1795 folgte ein

1797 das Landhaus schon am 4. März, nachdem er drei Tage vorher bereits neue Radieschen aus seinem Garten gegessen hatte; am fünften folgte Salat aus dem Mistbeete usw. Er schlief draußen vorzüglich, was für ihn etwas ganz Neues war. Am 20. April hörte er die Nachtigallen in seinem Garten schlagen.

Ihr sahet euren Vater — so redet er wieder Henny und deren Gatten an, die damals bei ihm waren — obwohl aufgewachsen im Geschäftstreiben, mit doppelter Wonne der Ruhe sich freuen und, im Schatten des Hollunderbaumes sitzend, den Handel und alles, was damit zusammenhängt, vergessen.

Außerdem entfaltete er, wie schon seit Jahren, eine großartige Geselligkeit und führte überhaupt das Leben eines großen Herrn, wie wir später sehen werden. Aber damit begnügt ein Mann vom Schlage John Parish's sich auch im Alter nicht auf die Dauer. Ohne nützliche Beschäftigung konnte er nicht leben. Nur nahm diese Tätigkeit jetzt einen neuen Charakter an: der hervorragende Praktiker verwandelte sich in einen Theoretiker und Lehrer von bemerkenswerter Eigenart. Daß er dazu besonders veranlagt war, erhellt schon zur Genüge aus Inhalt und Tendenz seiner Lebenserinnerungen. Vielleicht hatte er diese Anlage von seiner Mutter, einer rechten Cousine des großen Nationalökonomens Adam Smith, der ja auch in unmittelbarer Nachbarschaft von Leith, der Heimatsstadt Parish's, nämlich in Kirkcaldy, geboren war.

Die theoretisch-didaktische Tätigkeit John Parish's bestand erstens darin, daß er an der Hand selbstgefertigter Übersichten über seine Geschäftstätigkeit diese unter verschiedenen Gesichtswinkeln betrachtete. Zweitens gab er sich jährlich genau Rechenschaft über Verwendung seines Reichtums und erörterte deren Zweckmäßigkeit. Drittens verfolgte er die geschäftliche Tätigkeit seiner Söhne mit lebhaftem Interesse und unterhielt sich mit ihnen über ihre Erfolge wie über ihre Fehlschläge, gab ihnen Lehren

Umbau, Neuanlage des Gartens usw. Im ganzen gab Parish für Nienstedten bis 1796 inkl. 74 132 Mk. aus. Dieser Betrag vergrößerte sich dann, wie wir sehen werden, noch ganz erheblich.

auf Grund seiner reichen Erfahrungen, ging aber auch auf die ihrigen ein. Endlich veranlaßte er seine Söhne und nahen Freunde, ihm namentlich auf Reisen über ihre Erlebnisse tagebuchartig zu berichten, offenbar um seine eigenen Erfahrungen daraus zu ergänzen. Kurz, sein geistiges Leben war reich an Anregungen, ohne daß der Zusammenhang mit der Praxis, mit seiner eigenen Vergangenheit unterbrochen wurde; im Gegenteil, gerade aus ihr flossen ihm die wichtigsten Anregungen zu. Ein Verfahren von weitreichender vorbildlicher Bedeutung! Wenigstens die Hauptergebnisse dieser eigenartigen Tätigkeit müssen wir kennen lernen.

Zunächst folgt hier eine Übersicht über die Ergebnisse der Geschäftstätigkeit John Parish's, eingeteilt in Perioden nach seinen eigenen Angaben. Sie umfaßt:

1. das Anwachsen seines Geschäftskapitals;
2. seine Ausgaben;
3. die im Geschäfte erlittenen Verluste;
4. den Rohertrag, der es ermöglichte, die Verluste und den Verbrauch zu decken und außerdem das Geschäftskapital dermaßen anwachsen zu lassen.

Kapitalzunahme. Für deren Berechnung teilt Parish seine ganze Geschäftstätigkeit in zwei Hauptperioden ein. In der ersten Hauptperiode (1756—1773) betrieb er das Geschäft eines Schifflieferanten, eines „Taggarine“, wie er selbst es später wegwerfend bezeichnete. In den ersten sieben Jahren dieser Periode, von 1756—1762, vom 14. bis 20. Lebensjahre, erzielte er — äußerlich — gar keine Erfolge; denn als sein Vater 1762 starb, erbte er nur 4000 Mk. Banko, d. h. so viel, wie das Geschäftskapital schon 1759 betragen hatte. Dann erst machte sich ein Fortschritt bemerkbar. Aber ein wirklicher „Kaufmann“ wurde er erst 1774, in seinem 32. Lebensjahre, nachdem er das Schiffsgeschäft seinem Bruder überlassen hatte. Damit begann die zweite Hauptperiode, welche bis zum Jahre 1796 dauerte. Die Kapitalzunahme in diesen beiden Perioden und in ihren einzelnen Teilen ist aus der folgenden, von Parish selbst auf-

gestellten und von mir nur etwas ergänzten kleinen Tabelle ersichtlich:

Perioden	Jahresdauer und Charakterisierung der Proben	Jährliche Durchschnittszunahme des Kapitals in den einzelnen Perioden	Gesamtzunahme des Kapitals in den einzelnen Perioden	Kapitalbestand am Schlusse jeder Periode
		<i>M</i>	<i>M</i>	<i>M</i>
1756—1762	7 Jahre lang arbeitete P. als Knabe für sein Erbteil von	—	—	4 000
1763—1765	3 Jahre lang arbeitete er als Schiffslieferant allein . .	6 000	18 000	22 000
1766—1773	8 Jahre lang mit seinem Bruder George zusammen .	3 000	24 000	16 000
1756—1773	18 Jahre lang zusammen als Schiffslieferant	2 300	42 000	46 000
1774—1779	6 Jahre lang als Kaufmann allein	18 000	110 000	156 000
1780—1789	10 Jahre lang mit Thomson zusammen	16 000	165 000	321 000
1790—1796	8 Jahre lang mit Möller zusammen	250 000	1 758 000	2 079 000
1774—1796	23 Jahre lang zusammen als Kaufmann	89 000	2 033 000	2 079 000
1756—1796	41 Jahre lang insgesamt	50 000	2 075 000	2 079 000

Die Ausgaben. Auf deren Einzelheiten wird nachher zurückzukommen sein. Hier folgen zunächst zwei Gesamtübersichten, die ebenfalls von Parish selbst herrühren. Die erste teilt den ganzen Zeitraum 1756—1796 in fünfjährige Perioden:

1756—1760	jährlich im Durchschnitt rund	4 000	<i>M</i> = Bko.- <i>M</i>	20 000
1761—1765	„ „ „ „	6 000	„ = „	30 000
1766—1770	„ „ „ „	8 000	„ = „	40 000
1771—1775	„ „ „ „	12 000	„ = „	60 000
1776—1780	„ „ „ „	15 000	„ = „	75 000
1781—1785	„ „ „ „	20 000	„ = „	100 000
1786—1790	„ „ „ „	30 000	„ = „	150 000
1791—1795	„ „ „ „	48 000	„ = „	240 000
1796	„ „ „ „	150 000	„ = „	150 000
Dazu die Kosten des Nienstedtner Landhauses nebst Ställen usw. „				72 000
Gesamtverbrauch in 41 Jahren Bko.- <i>M</i>				937 000

Die zweite Tabelle schließt sich an die beim Kapitalzuwachs zugrunde gelegten Perioden der Geschäftsentwicklung an:

1756—1773 = 18 Jahre, jährlich im Durchschnitt	7 000 M = Bko.-M	126 000
1774—1779 = 6 „ „ „ „	14 000 „ = „	84 000
1780—1789 = 10 „ „ „ „	23 500 „ = „	235 000
1790—1796 = 7 „ „ „ „	60 000 „ = „	420 000
	Nienstedten = „	72 000
		<u>Bko.-M 937 000</u>

Geschäftsverluste. Hier beginnt Parish's Berechnung erst 1759 und faßt die ersten beiden Perioden zusammen:

1759—1779 = 20 Jahre, jährlich im Durchschnitt	4 250 M = Bko.-M	85 000
1780—1789 = 10 „ „ „ „	51 000 „ = „	510 000
1790—1796 = 7 „ „ „ „	240 000 „ = „	1 450 000
		<u>Bko.-M 2 045 000</u>

Rohrerträge. Auch für die Rohrerträge liegen zwei Übersichten vor, die aber nicht miteinander übereinstimmen. Ich gebe hier nur die eine wieder, welche wesentlich später als die andere aufgestellt und offenbar richtiger ist. Die kaufmännische Periode (1774—1796) mußte diesmal vorangestellt werden:

Perioden	Jahresdauer der Perioden	Gesamtertrag der Perioden			Jährlicher Durchschnittsertrag		
		im Kommissionsgeschäft (in commission)	im sonstigen Geschäft (in profits)	Zusammen	im Kommissionsgeschäft	im sonstigen Geschäft	Zusammen
1774—1779	6	106 800	151 200	258 000	17 800	25 200	43 000
1780—1789	10	434 800	511 200	946 000	43 500	51 100	94 600
1790—1796	7	1 171 000	2 423 300	3 594 300	167 300	346 200	513 500
1774—1796	23	1 712 600	3 085 700	4 798 300	74 500	134 100	208 600
1756—1773	18	—	—	470 000	—	—	26 000
1756—1796	41	—	—	5 268 300	—	—	128 500

Die Summe der in der ganzen Zeit verdienten Rohrerträge ist um etwa 200 000 Mk. höher als die Summe des Kapitalzuwachses, des Verbrauchs und der Verluste. Dabei ist zu berücksichtigen, daß der Kapitalzuwachs sich nur auf John Parish's eigenes Kapital bezieht, nicht auf die, seinen verschiedenen Teilhabern nacheinander ausbezahlten Kapitalien. Dies waren:

1773:	76 000 Mk.	an seinen Bruder George,
1789:	112 000 „	„ Thomson,
1796:	279 000 „	„ Möller,
zusammen	<u>467 000 Mk.,</u>	

was wieder zu viel wäre. Auf der anderen Seite fehlen die eigentlichen Geschäftsunkosten, von denen jedenfalls nur ein kleiner Teil in den „Ausgaben“ enthalten ist. Sie können sehr wohl für die ganze Zeit einige 100 000 Mk. betragen haben. Sichtlich sind die Rotherträge bei dieser Übersicht direkt aus den Büchern gezogen (im Gegensatz zu jener älteren, welche auf falschen Prinzipien aufgebaut war). Sonst wäre eine Einteilung der Erträge nach Hauptgeschäftszweigen unmöglich. Diese Einteilung zeigt, wie das Kommissionsgeschäft, namentlich in den letzten Jahren, an Bedeutung durch die sonstigen Geschäfte (Subsidienvermittlung, Truppentransporte usw.) zurückgedrängt wurde, indes absolut ebenfalls steigende Erträge abwarf. Für diese letzten Jahre liefert Parish dann noch weitere Einzelheiten. Der Rothertrag der sieben Jahre 1790—1796 verteilt sich nämlich folgendermaßen auf die einzelnen Jahre:

	Kommissionsgeschäft	Sonstiges Geschäft
1790	48 500 Bko.-M	35 500 Bko.-M
1791	73 000 „	142 000 „
1792	98 800 „	94 000 „
1793	128 400 „	82 500 „
1794	196 300 „	385 600 „
1795	451 000 „	1 331 200 „
1796	175 000 „	352 000 „
Zusammen	1 171 000 Bko.-M	2 422 800 Bko.-M

Wenn wir das letzte Jahr ausnehmen, weist das Kommissionsgeschäft eine regelmäßige Zunahme auf, während das sonstige Geschäft den größten Schwankungen unterworfen war.

Endlich noch etliche Einzelheiten der in den letzten beiden Jahren erzielten Rotherträge:

	1795	1796
Kommissionsgeschäft	451 000 Bko.-M	175 000 Bko.-M
Zinsen	116 000 „	157 000 „
Wechselgeschäfte	137 000 „	12 000 „
Englische Anleihe	— „	17 000 „
Transportgeschäft	837 000 „	— „
Assekuranzgeschäft	— „	20 000 „
Waren und Sonstiges	241 000 „	147 000 „
	1 782 000 Bko. M	528 000 Bko. M

Diese Rückblicke auf die Ergebnisse seiner Geschäftstätigkeit gaben Parish Stoff zu anregenden Betrachtungen. So machte er seine Söhne aufmerksam auf die gewaltigen Schwierig-

keiten, mit denen er namentlich im Anfange seiner Laufbahn zu kämpfen gehabt hatte:

Ich war erst vierzehn Jahre alt, als ich in Hamburg anlangte, in einem fremden Lande. Im Alter von zwanzig Jahren verlor ich schon meine Eltern. Keinen Christenmenschen gab es damals, den ich hätte um ein Darlehn ansprechen können; nur meine Freunde, die Juden. Welche Aussicht hatte ich zu jener Zeit, dereinst auf meinem Rücken zwei Millionen mit fortnehmen zu können?

Und an einer anderen Stelle:

Offen sei es gesagt: vom Anfang bis zum Ende überstiegen meine Unternehmungen meine Mittel derart, daß man stets von mir hätte sagen können, ich sei „ein bedürftiger Mann“; für mich hatte das Geld stets doppelten Wert; viele Jahre lang mußte ich mir alles, was ich im Haushalt verbrauchte, zu Wucherzinsen oder durch eine übermäßige Wechselzirkulation verschaffen.

Wodurch, so fragt er, wurde es der Firma Parish & Co. möglich, in den letzten Jahren ein Geschäft durchzuführen, von einem Umfange, wie ihn damals kein anderes Haus Europa's betrieb? Seinen eigenen Fähigkeiten möchte er das Verdienst an dem glänzenden Erfolge nicht zuschreiben; vielmehr weist er hin auf seinen Mangel an elementarer Geschäftsbildung, auf seine lange Krankheit. Bescheiden meint er, daß viel Glück dabei gewesen sei; er habe nur verstanden, „Heu zu machen, solange die Sonne schien“. Aber, so fährt er fort, wie war es überhaupt möglich, Geschäfte zu bewältigen, die z. B. 1795 sich durchschnittlich in jeder Woche auf drei Millionen beliefen?

Die Frage kann, glaube ich, so beantwortet werden: es war die vollendete Organisation des Geschäfts, die unablässige Anstrengung von Prinzipalen und Gehilfen in der Erfüllung der geschäftlichen Pflichten, die Aufrechterhaltung strengster Ordnung in jedem Teile des Geschäfts, ohne daß selbst die untergeordneten Einzelheiten des Kontorbetriebes den Augen des Chefs entgingen; nicht zu vergessen: der frühzeitige Beginn aller geschäftlichen Arbeiten, die stets mindestens um eine Stunde den Aufgaben voraneilten.

Daran knüpft Parish eine förmliche Abhandlung über den Wert der Zeit für den Kaufmann auf der Höhe seiner Leistungsfähigkeit. Zu dem Zweck stellt er folgende Berechnung an:

Könnte man annehmen, so meint er, daß er mit seinem Personal im Jahre 1795 volle 365 Tage Tag und Nacht gearbeitet hätte, so käme auf jeden Tag 4880 Mk., auf jede Woche 34 000 Mk. Rohertrag. Aber ein Kontor sei weder eine Wind- noch eine Wassermühle und könne nicht Tag und Nacht betrieben werden; man müsse vielmehr die Zeit abziehen, in der der Kaufmann schlafe, sein Weib küsse (oder auch das seines Nachbars), esse, trinke, sich erhole. Für dies alles rechnet er 12 Stunden täglich; in den übrigen 12 Stunden könne der Mensch gut arbeiten; seine tatsächliche Arbeitskraft überstiege noch diese Zeitdauer. Ferner wird für jede Woche ein Sonntag und ein halber Feiertag abgezogen. Das ergibt in jeder Woche 66 Stunden, im Jahre 3432 Stunden Arbeitszeit. Legt man sie zugrunde, so entfällt auf jede Stunde des Jahres 1795 ein Rohertrag von 519 Mk., auf jede Minute 8 Mk. 10 Schilling; „in diesem Tempo arbeitete die Deichstraßenmaschine während des ganzen Jahres 1795.“

Für die letzten sieben und für die letzten 23 Jahre seiner Geschäftstätigkeit berechnet Parish folgenden Rohertrag:

	1774—1796	1790—1796
wöchentlich . . .	4020 Mk.	9800 Mk.
täglich	550 „	1400 „
stündlich	60 „	150 „

Zwar, so fügt er hinzu, solle man sich davor hüten, den Geldwert der Zeit zu überschätzen, aber viel schlimmer sei doch die neuerdings bei den „Gentlemen Merchants“ einreißende Zeitverschwendung:

Die Neuerung von Posttag-Diners, die Verspätung der Börsenzeit, des Schlafengehens und des Wiederaufstehens, die Anwendung eines Teils der übrigen Zeit auf Bagatellen — alles das blieb der neuen Generation vorbehalten, mit ihrem Systeme spekulativer Handelsphilosophie. Ihr Zweck kann nur der sein, den Lebemann mit dem Geschäftsmann zu verschmelzen — ein Widerspruch in sich — und die am Wege hängenden Trauben selbst vor ihrer Reife zu kosten, auf die Gefahr hin, sich schwere Verdauungsstörungen zuzuziehen. Wenn ein solcher „Man of pleasure Merchant“ stets eine Berechnung des Wertes der Zeit nach Art der meinigen vor sich hätte, so würde er sich oftmals scheuen, liederlich mit der seinigen umzugehen. Möchten doch alle Geschäftsleute den Wert

der Zeit früh zu schätzen lernen, als eine elementare Grundlage ihrer Berufstätigkeit! Wenn selbst dann noch ein solcher Mensch in jenen Fehler verfiel, so wäre allerdings Hopfen und Malz an ihm verloren.

Dieser Abhandlung wollte Parish noch eine zweite folgen lassen „über die Ordnung im Geschäftsbetriebe“. Dazu ist es allerdings nicht gekommen, doch ist reiches Material zu einer solchen Abhandlung enthalten in Parish's — jetzt zu besprechender — Kritik der Geschäftsführung seiner Söhne, die auch seine Betrachtungen über die eigene Geschäftstätigkeit veranlaßt hat. Wir haben hier zwei wichtige Arten der Verwertung von Erfahrungen vor uns: ihre unmittelbare Übertragung auf andere (hier auf die Söhne) und eine mittelbare Übertragung, welche zunächst aus den Erfahrungen allgemeingültige Ergebnisse zu gewinnen sucht. Parish's Abhandlung über „den Wert der Zeit“ ist ein interessanter Versuch der letzteren Art, ein Versuch, der keineswegs als mißlungen anzusehen ist. Es ist der Anfang einer wissenschaftlichen Verwertung privatwirtschaftlicher Erfahrungen.

XII.

Die zweite Generation des Hauses Parish.

Von den Söhnen Parish's traten, wie wir schon wissen, die beiden ältesten, John und Richard, mit Beginn des Jahres 1797 an die Spitze der neuen Firma Parish & Co. Der Vater bezahlte jedem von ihnen 50 000 Mk. Banko auf Rechnung ihrer Erbteile aus. Diese 100 000 Mk. bildeten das eigene Geschäftskapital. Dazu kamen 300 000 Mk., welche der Vater gegen Zins der Firma vorstreckte. Außerdem genoß Letztere den vom Vater erworbenen unbeschränkten Kredit in der ganzen Handelswelt. Den größten Teil des eigenen Vermögens zog der Vater aus dem Geschäfte, — eine Maßregel, die er nicht nur im eigenen Interesse, sondern auch in dem seiner Söhne für nötig hielt: zunächst im Interesse von John und Richard, die sonst zu noch größeren Unvorsichtigkeiten veranlaßt worden

wären, als sie tatsächlich begingen, ferner im Interesse der noch minderjährigen Söhne George, David und Charles, deren Erbteile auf solche Weise sichergestellt wurden. Einer von diesen letzteren sollte später als Teilhaber ins Geschäft eintreten. Inzwischen wurde ein Drittel des Gewinns für das Konto „Minorene Söhne“ reserviert und nur das Übrige zwischen John und Richard geteilt.

Die ersten zwei Jahre verliefen außerordentlich glänzend. Alles, was die jungen Leute anfaßten — und sie faßten sehr viel an — gelang über Erwarten. Auch im dritten Jahre (1799) dauerte diese Periode des „Sonnenscheins“ noch insofern an, als das eigene Geschäftskapital der beiden Teilhaber, das Ende 1798 von 100 000 auf 536 000 Mk. angewachsen war, am Ende des folgenden Jahres nach den Geschäftsbüchern 815 000 betrug, was freilich — wie sich später herausstellte — den Tatsachen nicht entsprach. Der Vater freute sich von Herzen über diese Ergebnisse, schrieb indes mit vollem Rechte einen großen Teil davon der bis in das Jahr 1799 hinein für ganz Hamburg ausnehmend günstigen Konjunktur zu. Schon Ende 1798 warnte er väterlich, ernst und nachdrücklich vor zu weitgehendem Vertrauen, vor Erschlaffung des Geschäftsgeistes und vor übertriebenem Luxus.

Die Jahre 1792—1798 waren eine der glänzendsten Perioden, welche der Hamburger Handel je erlebt hat. Büsch hat diese Periode genau beschrieben und analysiert¹⁾. Ich muß einstweilen auf ihn verweisen. Durch die unerhörte Gunst der Konjunktur ließ sich namentlich die jüngere Geschäftswelt zu einem Taumel bedenklichster Art verführen, an dem die jungen Parish's in erster Linie sich beteiligten. Es wurde ihnen alles zu leicht gemacht. Die Erfahrungen, welche der Vater so teuer in 40jähriger Arbeit erkaufte und die er ihnen rückhaltlos mitgeteilt hatte, wurden in den Wind geschlagen. Der vom Vater erworbene schrankenlose Kredit wurde maßlos ausgebeutet. Die ebenfalls vom Vater ererbte, damals in Hamburg allgemein um sich grei-

1) Geschichtliche Beurteilung der am Ende des 18. Jahrhunderts entstandenen großen Handelsverwirrung. 1800. (Schriften, Bd. VII., S. 267 ff).

fende Neigung zum üppigen Leben wurde von den jungen Parish's auf die Spitze getrieben. Die Warnungen des Vaters wurden nicht beachtet.

Als dann im Jahre 1799 ein scharfer Umschlag erfolgte und daraus sich eine schwere, schleichende Krisis entwickelte, drängte sich dem Alten schließlich die unbedingte Notwendigkeit auf, eine genaue Untersuchung der Lage des Hauses vorzunehmen. Von den beiden damaligen Chefs des Hauses war nur Richard anwesend, während John sich auf einer langen Reise in England und Frankreich befand. Die Untersuchung begann im November 1801 und dauerte länger als ein halbes Jahr. So verwickelt war die Lage des Hauses! Mit Aufgebot aller ihm verbliebenen Kraft arbeitete der Alte zusammen mit Richard an dieser schwierigen, peinlichen Untersuchung; voll Kummer und Zorn dachte er an sie Tag und Nacht. Mit allen Mitteln der Kritik, der Autorität, der Liebe und Güte, wie der Strenge suchte er seine Söhne dahin zu bringen, daß sie den Ernst der Lage erkannten und sich von der Notwendigkeit einer gründlichen Reform überzeugten. Als Beweise dieser seiner Bemühungen sind uns noch zahlreiche seiner langen Briefe und Aufstellungen erhalten, aus denen hier das Wichtigste mitgeteilt werden soll.

Der erste Vorwurf, den der Vater gegen die Söhne erhob, bestand darin, daß sie den gebahnten Weg ihres Geschäftsbetriebes verlassen und sich auf Spekulationen in Waren eingelassen hätten, von denen sie nichts verständen. Sie hatten große Posten Kaffee, Zucker, Baumwolle, Tabak, Getreide usw. auf Spekulation gekauft, woran sie schließlich über 300 000 Mark Banko verloren. Richard wandte ein, die Spekulationen seien gut angelegt gewesen; die Katastrophe von 1799 hätte man ebenso wenig voraussehen können wie andere unglückliche Zwischenfälle. Darauf antwortet der Vater:

Was Du sagst, erinnert an das, was ich selbst über ähnliche Geschäfte von mir früher gesagt habe. Du hast alles gelesen, und ich wünschte nur, daß mein Lehrgeld Dir das Deinige erspart hätte. Du warst nicht, gleich mir, in eine weite Welt des Geschäfts hinausgestoßen,

nicht genötigt, Dir den Weg aus Mangel an Leitung im Dunkel tastend zu suchen. Ich rannte mit dem Bugspriet meiner kleinen Barke gegen jedes unentdeckte Eiland, und ich hatte Mühe, mein Verfahren in solchen Fällen zu rechtfertigen. Wiederholte Enttäuschungen bei fast allen meinen spekulativen Abenteuern beugten meinen Stolz und brachten mich zu der Überzeugung, daß das Schicksal auf diesem Wege mir entschieden feindlich war, während mein reguläres Geschäft sich günstig entwickelte. Ich habe daraus folgendes geschlossen: für den tätigen Betrieb eines Kommissionsgeschäftes ist so viel Aufmerksamkeit, Kraft und Zeit erforderlich, daß außergewöhnliche Nebengeschäfte notwendigerweise überstürzt unternommen werden müssen, denn auch sie erfordern natürlich Zeit und Kraft zum Nachdenken über Gewinnaussicht und Risiko. Kommissionsgeschäft und Spekulation lassen sich nicht miteinander vereinigen. Eins von beiden muß unbedingt leiden.

In einem anderen Briefe sprach der Vater diesen Selbstvorwurf noch schärfer aus: er erklärte den Söhnen, gegen Ende seiner Laufbahn sei er durch schlimme Erfahrungen immer mehr von Spekulationen zurückgekommen. Aber dieser Ausspruch läßt sich nicht vereinigen mit der Tatsache, daß gerade in den letzten Jahren der Geschäftstätigkeit des Alten die ebenso gefährlichen wie schließlich gewinnreich ausgefallenen Transportgeschäfte mit der englischen Regierung unternommen wurden. Freilich hatte er diese Geschäfte selbst hinterher gemißbilligt; aber der glänzende Ausgang war nicht gerade geeignet, die Söhne von solchen Geschäften abzuschrecken.

Der zweite Vorwurf des Vaters richtete sich gegen die viel zu großen und kritiklosen Kredite, welche die Söhne ihren Geschäftsfreunden eingeräumt hatten, namentlich gegen die viel zu weitgehende Akzeptierung von deren Tratten auf Grund von Warenkonsignationen, d. h. meist von Spekulationen dieser Geschäftsfreunde. Da die Preise der verpfändeten Waren seit 1799 immer mehr zurückgingen und eine wachsende Zahl der Schuldner zahlungsunfähig wurde, so ergaben sich hieraus für Parish & Co. enorme Verluste, welche der Vater im Juli 1802 auf über 500 000 Mk. Banko schätzte; sie mußten abgeschrieben werden. Richard gab zu, daß in dieser Hinsicht gesündigt worden sei, und schob nur einen Teil der Schuld dem Vater zu, der vorüber-

gehend dem Geschäfte große Summen geliehen hatte, deren nutzbringende Verwendung nur auf solche Weise möglich gewesen sei.

Der Vater tadelte die Kapitalverwendung noch unter einem anderen Gesichtswinkel: das ganze für den Geschäftsbetrieb zur Verfügung stehende Kapital betrug rund $1\frac{1}{2}$ Million. Davon war die Hälfte fremdes Kapital, das ansehnliche Zinsen fraß, und auf das nicht unbedingt gerechnet werden konnte. Fast eine Million war dagegen in zweifelhaften Ausständen auf unbestimmte Zeit festgelegt, das Übrige auf andere Weise, so daß eigentlich fast gar kein Betriebskapital mehr vorhanden war. Nach einer anderen Berechnung ergab sich sogar schon ein Defizit an Betriebskapital, d. h. die Kapitalverfügungen hatten die verfügbaren Mittel schon erheblich überschritten, und wenn so weiter gearbeitet wurde, mußte noch immer mehr fremdes Kapital aufgenommen werden.

Es war auch Unordnung im Geschäftsbetriebe eingerissen. Als der Vater seine Untersuchung eben begonnen hatte und eines Tages seine Söhne George und Charles, die als Gehilfen im Geschäfte arbeiteten, sprechen wollte, war der eine gegen sein Versprechen abwesend, der andere am Pulte eingeschlafen:

Ist das ein Teil meiner Nachkommenschaft! Wie muß sie dann degeneriert sein! Heigh ho! ay! and heigh ho again! Ist es zu verwundern, daß alles zum Henker geht?

So stand es mit dem ganzen Kontorpersonal:

Als ich jüngst zufällig ins Kontor kam, fiel mir die allgemeine Lässigkeit der Leute auf. Die Morgenstunden verstrichen, bevor alle da waren. Nachmittags, wenn Du (Richard) fortwarst, fand ich im langen Zimmer mehr als einmal nur einen vereinsamten Leuchter als Wachtposten vor. Mich überschlich ein fatales Gefühl: Wo mögen die jungen Leute stecken? Sicher bummeln sie und sind liederlich. Das kostet Geld; sie sind alle arm wie die Ratten. Laßt sehen! Ich schlug ihre Konten auf: da zeigte sich, daß jeder von ihnen offenbar so viel Geld bekommen hatte, wie er haben wollte.

Sie hatten zusammen 25 000 Mk. Banko erhoben, während ihr gesamtes Jahresgehalt nur 13 500 Mk. betrug und ihre Arbeit

zum Teil ein Jahr lang rückständig war! Dieser letzte Punkt wurde von dem Alten besonders scharf gerügt:

Du mußt es als unbedingte Notwendigkeit für jeden Kaufmann empfinden, daß seine Bücher vollständig à jour sind. Es mußte mich mit Entrüstung erfüllen, daß Eure Buchhalter sich so schmähslich im Rückstande befinden. George mußt Du zwingen, sechzehn Stunden täglich zu arbeiten, bis er das Versäumte nachgeholt hat. George ist ein tüchtiger Arbeiter. Aber wenn ein solcher einmal ins Faulenzen gekommen ist, bedarf es der Strenge. Wenn Du in liebst, so nötige ihn, Dir zu gehorchen, ohne auf seine Klagen zu achten. Hat er seine Pflicht getan, so belohne ihn nach Verdienst. Vor allem muß die Kontorarbeit morgens früh beginnen.

Aufmerksamkeit auf die Einzelheiten des Geschäftsbetriebes predigt der alte, erfahrene Geschäftsmann immer wieder seinen Söhnen und vor allem Sparsamkeit mit der Zeit, der „kostbaren Zeit“. Hier liegt die Wurzel des Übels:

Ich kann nicht umhin, hier von jener Gewohnheit zu sprechen, die sich in unserer jungen Geschäftswelt eingeschlichen hat, vom „Posttagdiner“. Ich weiß, wie man es entschuldigt. Aber ich nenne es eine „Entheiligung der Geschäftszeit“. Ich kann Dir nicht verhehlen, Richard: wenn ich an solchen Tagen die müßige Menge rund um Deine Tafel sah, so zog sich mir das Herz zusammen. Ich weiß, was ein Posttag bedeutet. Niemand kann die Arbeit eines solchen Tages rascher erledigen, als ich es früher tat; aber ich erkläre Dir auf Ehre, daß ich selten eine Stunde übrig hatte, von morgens früh bis spät spät in die Nacht. Folge meinem Beispiel; es ist das Beste, was ich Dir vererben kann.

Richard betrachtete diese Dinge nicht als so wichtig wie der Vater, sondern als bloße „Kleinigkeiten“. Die „Posttagdiners“, meint er, beurteilt der Alte zu hart:

Auch für mich sind sie keine Annehmlichkeit; aber bedenke: an drei Tagen in der Woche komme ich zum Essen zu Dir hinaus. Wollte ich Alle, die Einführungsbriefe an das Haus haben, an einem bestimmten Tage bei mir empfangen und bewirten, so würden die Leute das nicht als ausreichend betrachten. Viel hängt ab von der Art, wie die Fremden empfangen werden; es muß gastfrei geschehen. Ich habe mein Essen so arrangiert, daß ich drei oder vier immer ohne Unbequemlichkeit mitbringen kann. An einem Posttage kann ich sie nach Tisch verabschieden, und selten wird es später als 5 Uhr, daß ich mich an mein Pult setzen kann, obwohl wir nicht viel vor 4 Uhr zu Tische gehen.

Dagegen erkennt der Sohn an, daß die Nichteinhaltung der Geschäftsstunden durch das Personal ein Übel sei und verspricht, es durch einen strengen Ukas zu bessern.

Ein großer Raum in der Kritik des Vaters ist dem übermäßigen Verbrauch der Söhne gewidmet. Von den Einzelheiten später. Hier seien zunächst nur wieder die Summen aufgeführt, welche die beiden ältesten Söhne in den fünf Jahren 1797—1801 verbrauchten, nämlich:

John durchschnittlich jährlich für seinen Privatbedarf	31 000 <i>M</i>
Richard „ „ „ „ „ „	14 000 „
Dazu Haushaltskosten durchschnittlich jährlich	<u>17 000 „</u>
Macht zusammen im Jahre 62 000 <i>M</i>	

oder zusammen in den fünf Jahren über 300 000 Mk.

Auf der anderen Seite brachten diese Jahre dem Hause sehr bedeutende Roherträge, nämlich:

1797: 211 806	}	Zusammen 1 372 390 Mk. Banko.
1798: 251 197		
1799: 341 124		
1800: 433 684		
1801: 134 579		

Diese Erträge entstammten größtenteils dem regelmäßigen Kommissionsgeschäfte, dem Zinsen- und Wechselkonto. Dazu kamen dann noch Ersparnisse am Delkredere-Konto (Reserven für laufende Engagements). Zusammen betrug die Roherträge rund 1 1/2 Mill. Mk. Banko.

Das war gewiß eine stattliche Summe. Aber nach Abzug der Verluste, der Kosten und des Verbrauchs blieb davon nur folgendes Geschäftskapital übrig:

1797: 255 700 <i>M</i>	1799: 730 000 <i>M</i>	1801: 553 300 <i>M</i>
1798: 477 600 „	1800: 678 000 „	1802: 558 000 „

Es fand also in den vier Jahren 1799—1802 eine wesentliche Vermehrung des eigenen Geschäftskapitals tatsächlich nicht statt. Immerhin betrug dieses, wie Ende 1798, mehr als das Fünffache des Kapitals, mit dem die „zweite Auflage“ der Firma zu Anfang 1797 ihren Betrieb begonnen hatte. Nur die in den Jahren 1799—1802 verdienten Summen — fast eine Million — waren größtenteils wieder verloren gegangen.

Der Kredit des Hauses litt in der ganzen Zeit nicht im geringsten. Die Partner waren sowohl an der Hamburger Börse wie auswärts beliebt; ihre Geschäftsgewandtheit und ihre Ehrenhaftigkeit waren unbezweifelt. Der Vater hob dies alles selbst wiederholt hervor und dennoch hielt er die Lage des Hauses für sehr gefährlich:

Wenn es herauskommen sollte, daß das Haus trotz der gewaltigen Kapitalien, die man bei ihm voraussetzt, in seinen Kapitalverfügungen gelähmt ist, — wie wird es dann mit seinem Kredite, diesem unschätzbaren Juwel unseres Berufes, aussehen? Der Kredit eines Kaufmanns muß so sorgsam behütet werden wie die Tugend einer Vestalin. Nicht der leiseste Verdacht darf sich zeigen, sonst ist die Beschaffenheit des Juwels schon verschlechtert.

Und dem fernen ältesten Sohne redete er folgendermaßen ins Gewissen:

Ich habe den Verlust von Millionen ohne Murren getragen. Aber das Entsetzen, welches ich empfand in Zeiten, als der Kredit meines Hauses gefährdet war, und als ich jeden Nerv anspannte, um ihn zu retten, das Gefühl ist mir noch so frisch im Gedächtnis, daß ich glauben müßte, meine Pflicht als Vater, ja, schon als Freund zu verletzen, würde ich nicht in dieser Stunde (es ist Mitternacht), und während Du vielleicht auf ganz andere Art beschäftigt bist, Dir die Lage des Hauses deutlich vor Augen stellen.

Überhaupt wurde der Vater nicht müde, den Söhnen immer wieder seine schweren Sorgen ans Herz zu legen:

Man hat mir gesagt, daß ich junge Leute in jetziger Zeit nie dahin bringen würde, meinen altfränkischen Grundsätzen zu folgen. Man müsse der jüngeren Generation überlassen, ihren eigenen Weg zu suchen; schließlich werde alles auf dasselbe herauskommen. Das könnte einen Vater entmutigen, der seine Familie weniger liebt als ich. Aber solange nur noch eine Spur von Hoffnung bleibt, werde ich furchtlos bei einem Beginnen verharren, zu dem mich jede Empfindung eines Vaters treibt; und wenn zwanzig bei solchem Beginnen gescheitert sind, — mich wird das nicht schrecken in der Erfüllung meiner Pflicht. Ich will mich nicht dem Selbstvorwurf aussetzen, in der Wahrnehmung meiner höchsten, teuersten Interessen lau gewesen zu sein.

Namentlich mit John hatte er viel zu schaffen. Dieser war bei Beginn der Untersuchung in London, dann in Paris. Er beschäftigte sich mit Einbringung zweifelhafter Ausstände und mit

der Anknüpfung neuer Verbindungen, führte aber dabei ein lustiges Leben und berichtete zwischendurch dem Vater auch über politische Vorgänge; von diesen Berichten ist nichts erhalten, wohl aber die eine oder andere Erwiderung des Vaters; so z. B. eine Äußerung desselben vom 30. Dezember 1801:

Alles in allem scheint es, daß nur die Namen der dort (in Paris) handelnden Personen sich geändert haben. Möller (der damals auch dort war) sagt: für einen vergnügungssüchtigen jungen Mann bietet Paris viel, für einen Kaufmann nichts. B. (Bonaparte) ist kein Freund der Bankiers, und das einzige Geschäft, das dort gut geht, ist Wucher und Stockjobberei, wobei 18 % Zinsen verdient werden. Dies kann nicht dauern; aber mittlerweile lähmt es die Geschäfte der französischen Reeder mit Westindien. Sie suchen jetzt hier bei uns finanzielle Unterstützung, aber mit wenig Erfolg, so daß wohl einige Zeit vergehen wird, bevor die „Bürger“ in der Geschäftswelt eine Rolle spielen werden. Man kann alles mögliche aus einem Franzosen machen, aber keinen Kaufmann oder doch keinen solchen, mit dem ich zu tun haben möchte.

Und etwas später:

Ihre Bankiers, ihre Art der Lebensführung — alles wirkt dahin, sie desjenigen Kredits zu berauben, um den es einem Bankier hauptsächlich zu tun sein muß. Der Reichtum ist in den Händen einer kleinen Zahl, einer neuen Klasse, die ihn in maßlosem Luxus und ohne die Eleganz der Vorgänger vergeudet.

Der Vater suchte den Sohn wiederholt zur Rückkehr zu veranlassen. Doch der wollte lange Zeit nicht hören und antwortete kaum auf die väterlichen Ermahnungen, die infolgedessen immer schärfer wurden:

Ich habe lange genug beobachtet, wie Du lebst, um mich noch darüber täuschen zu können, daß alles, was ich sage, Dich nicht zur Vernunft zurückbringen kann. Es scheint mir (und nicht mir allein; die Welt ist nicht blind), daß die Passionen, denen Du seit Jahren die Zügel schießen läßt, Dich jetzt vollkommen unterjocht haben, und daß mit dem Verstande nichts mehr dagegen auszurichten ist. Die Welt wird die Achseln zucken und lachen. Deinem Vater aber verzehrt es das Lebensmark und vergiftet ihm das, was die Stütze seines Lebens sein sollte. Die gütige Vorsehung beglückte mich mit einer vielversprechenden Familie. Ich erzog Dich zum Kaufmann und gab Dir das Beispiel eines solchen. Ich verhehlte Dir nichts, und frühzeitig machte ich Dir Platz. Kaum je hat ein junger Mann unter so günstigen Bedingungen sein Leben begonnen. Aber Dir gefiel das Dasein eines Kavaliere besser als das-

jenige eines Kaufmanns. Tafelfreuden und Sport wurden Deine Lieblingsbeschäftigungen. Lege die Hand aufs Herz: ist es nicht so? Und glaubst Du, mitten in der Geschäftswelt könne derartiges unbemerkt bleiben?

Der Vater wollte nicht daran glauben, daß einer seiner Söhne dem Eigensinn, dieser „grünäugigen Sünde“, verfallen sei, und nachdem Richard schon früher ihm zugestimmt hatte, drang er endlich auch bei John durch. Die aus Zorn und inniger Liebe gemischte Sprache seiner Briefe, die Wucht seiner Argumente tat ihre Wirkung:

Daß die starke Ausdrucksweise meiner Briefe bei Dir gemischte Empfindungen hervorgerufen hat, ist sehr natürlich. Wenn der Geist mit einer Sache beschäftigt ist und dann plötzlich veranlaßt wird, sich mit einer anderen, ganz verschiedenartigen zu beschäftigen, so hängt für die Aufnahme dieser Anregungen viel davon ab, in welchem Zustande sich die Sinne befinden. Der Magen ist nicht immer disponiert, Medizin anzunehmen, und die Kunst des Arztes ist nicht imstande, diese schmackhaft zu machen; es ist der Gipfel der Quacksalberei, die Ingredienzien so künstlich zu mischen, daß von der Wirkung schließlich nichts übrig bleibt; ich will nicht als Quacksalber betrachtet werden, am wenigsten von meinem Sohne, dessen Glück das meinige in solchem Maße bestimmt. Meine Medizin, liebster John, wurde Dir in ihrer ursprünglichen Beschaffenheit verabreicht; zuerst revoltierte Dein Magen; aber je mehr das Fieber nachließ, um so mehr verschwand auch Dein Widerwille; und jetzt sagst Du mir ein Wort, das mich freudig ergreift: „Vater, ich bin jetzt vollständig Deiner Meinung in allen Hauptpunkten.“

Vor allem verlangte der Vater, die Söhne sollten so lange jede andere Beschäftigung beiseite legen, bis die Verhältnisse des Hauses geordnet seien; dieser Aufgabe sollten sie sich mit aller Kraft widmen, sollten ihre eigenen Geschäftsstunden verdoppeln, überhaupt zunächst wieder ausschließlich Geschäftsleute werden. Ferner sollten sie sich wieder richtige Gefühle für den Wert des Geldes anschaffen:

Der Gebrauch oder Mißbrauch des Geldes ist es, was seinen inneren Wert ausmacht. Je größer das Kapital wird, welches Eurer Verfügung anvertraut ist, um so nötiger wird es auch, daran zu denken. Wenn Ihr dies auch nur im geringsten vernachlässigt, so entflieht es Euch wie Luft.

Der Vater drang sodann darauf, daß die „verdorrtten Zweige des Baumes“ abgehauen, die verlustbringenden Geschäfte und Verbindungen entschlossen beendigt, die dabei erlittenen Verluste rücksichtslos abgeschrieben werden müßten. Ferner verlangte er Verringerung der Ausgaben, der privaten wie der geschäftlichen, Neuorganisation des Kontors, Einschränkung der Umsätze, namentlich der Spekulationen und der Wechselakzepte, teilweise Abzahlung der im Geschäfte steckenden fremden Kapitalien, kurz, eine Reform an Haupt und Gliedern.

Die ebenerwähnten fremden Kapitalien waren größtenteils von dem alten Parish selbst dem Geschäfte vorgeschossen worden. Als er sie jetzt zum Teil zurückforderte, motivierte er das auch damit, daß er seine Tage in Ruhe beschließen wolle. Sein Vermögen betrug zwar nominell zwei Millionen, davon war aber noch lange nicht die Hälfte sicher angelegt; etwa ein Drittel hatte er neuerdings wieder ins Geschäft gesteckt. Sein Einkommen war auf 40000 Mk. zurückgegangen. In dieser Höhe wollte er es wenigstens vor weiteren Wechselfällen sichern. Er fühlte sich müde und angegriffen von dem in den letzten Monaten Durchgemachten; er sehnte sich mehr denn je nach einem behaglichen, von Aufregungen freien Leben.

Die Söhne erkannten die Berechtigung dieses Wunsches in liebevollen Ausdrücken an, und die ganze lange, an Bitterkeiten auf beiden Seiten reiche Erörterung endigte damit, daß die Söhne sich den väterlichen Reformvorschlägen fügten, daß aber der Vater sich seitdem weiterer Einwirkungen auf die Geschäftstätigkeit der Söhne enthielt. Das Konto der „Minorennen Söhne“ wurde geschlossen, Charles trat als Teilhaber ein, während George und David andere Wege einschlug, von denen später die Rede sein wird.

In dem Kampfe zwischen Vater und Söhnen war oftmals die Rede von dem „alten System“ und von dem „neuen System“ des Hamburger Handels. Letzteres nennt der Vater auch „System der Experimentalphilosophie im Handel“; er be-

zeichnet es ferner als „die neuerfundene Doktrin“ und spricht davon, daß „die Beschleunigung der Zirkulation“ den Hauptinhalt des neuen Systems bilde. Wenn wir damit einige Bemerkungen Büschs zusammenhalten¹⁾, so ergibt sich als ziemlich gewiß, daß die junge Hamburger Geschäftswelt ihre kavaliermäßige Art der Geschäftsbehandlung, ihre Verschwendung, ihre gewagten Spekulationen und ihre Geldbeschaffung durch Wechselreiterei auf ähnliche Weise gerechtfertigt hat, wie dies schon ein Jahrhundert früher John Law getan hatte. Dagegen sind wir über „das alte System“ durch Parish vollkommen unterrichtet:

Die alte Schule lehrte unsere Jugend, daß, wer ein Kaufmann werden wollte, geduldig die „Kontorquälerei“ (drudgery of the counting-house) durchmachen und zunächst jeden Zweig des Geschäftsbetriebes bis zur Meisterschaft erlernen mußte, daß — mochte seine soziale Lage wie auch immer beschaffen sein — er als Lehrling die Pflichten eines solchen genau zu erfüllen hatte, daß sogar seine Haltung den Stempel dieser seiner Stellung aufweisen mußte. Die alte Schule verlangte von dem Chef, der seine Schuldigkeit tun wollte, daß er ein wachsames Auge auf die jungen Leute haben und beim ersten Zeichen des Ungehorsams einschreiten mußte. erinnert Euch der Zeit, als mein Personal aus Leuten der verschiedensten Herkunft bestand, vom Sohn eines Schneiders bis hinauf zum Sohn eines Bürgermeisters. Als der Letztere vornehm zu tun anfang, setzte ich ihn ohne viele Zeremonien vor die Tür; jetzt macht er als ein unnützer Müßiggänger die Straßen unsicher, ein warnendes Beispiel dafür, wohin fauler Hochmut führt!

Wenn ein junger Mann sich langsam durch alle Stufen bis zur Selbständigkeit durchgearbeitet hat, so muß sein Hauptaugenmerk gerichtet sein auf Sparsamkeit im Betriebe und im Haushalt, auf sorgfältige Überwachung des Personals, auf Vermeidung aller Handlungen, die den Kredit schädigen können. Er muß stets daran denken, daß das blasse Auge der Eifersucht und das grüne des Neides argusgleich jeden seiner Schritte bewacht und stets bereit ist, mit verborgenen Minengängen den Boden, auf dem er wandelt, zu unterhöhlen.

Auf solche Weise wird der Geist des Kaufmanns wohl bereit zur rüstigen Verwendung der Zeit. Zerstreuungen finden dann keinen Raum mehr; im Gegenteil, bald ergibt sich, daß es an Zeit gebricht, und die fehlenden Stunden werden denen entzogen, welche der Schlaf nutzlos verzehrt. Das erworbene Kapital wird nicht vergeudet, sondern sorgfältig gesammelt, um dem Geschäft neue Kraft und Dauer zu verschaffen.

1) Werke, Bd. VII, S. 323 ff.; vgl. auch Bd. XI, S. 318 ff.

Das sind die Lehren der alten Schule. Aber da diese Art seßhafter, mühsamer Lebensführung den funkelnden Eigenschaften des Charakters, denen die Jugend entzückt jubelt, nicht förderlich ist, so mag es natürlich sein, daß die junge Generation, durch den Fleiß der Väter überfüttert, wenn sie einen alten Pedanten jener Art vergleicht mit einem Gesellen vom eigenen Gepräge, die Geschäftsführung einer so langsam vorwärtskriechenden Sorte Menschen verächtlich beurteilt.

Als die Reform des Geschäftes durchgeführt war, faßte der Vater die Ergebnisse aller Kämpfe der letzten Zeit folgendermaßen zusammen:

Ihr werdet jetzt zugestehen, daß ich einigen Anlaß hatte, besorgt zu sein. Ich sah, welchen Gefahren Ihr entgegenginget, gleich einem Schiffe, das unter Notmasten nach der Küste zutreibt, wo der beste Lotse nötig ist, um es vor Untiefen zu bewahren. Wäre die Fracht nicht so wertvoll gewesen, wie schmerzlich hättet Ihr dann die erlittenen Havereien fühlen müssen! Jetzt ist die Hochflut der Jugend und Un- erfahrenheit verrauscht und hoffentlich auch Eure neue Experimental- philosophie des Handels abgetan. Ihr habt eine teure Lehre erhalten, und doch ist sie nicht zu teuer gewesen, wenn sie Euch das Trügerische der neuen Schule gezeigt hat.

Der Vater konnte zur Unterstützung seiner Lehren jetzt auf die klaffenden Lücken hinweisen, welche die Krisis in den ersten Reihen der Hamburger Handelswelt gerissen hatte, rechts und links von dem nunmehr vor jeder Erschütterung gesicherten Hause der Söhne.

Ich vertraue auf Gott, daß Euer ganzes künftiges Leben mich belohnen wird für diese Zeit, die mir einige der sorgenschwersten Stunden meines Lebens gebracht hat.

Die Söhne folgten jetzt in der Tat, mindestens eine Zeitlang, den väterlichen Lehren, und das Geschäft entwickelte sich zunächst ruhig weiter. Am Ende des Jahres 1804 war das eigene Kapital der Teilhaber auf etwa 700 000 Mk. Banko angewachsen, das im Geschäft steckende fremde Kapital auf 440 000 Mk. zurückgegangen. Erst das Jahr 1809 brachte wieder neue Bahnen, neue Wagnisse und Gefahren. Von ihnen soll am Schlusse unserer ganzen Erzählung die Rede sein.

XIII.

Der Aufwand der Familie Parish.

John Parish, der Vater, spielte, wie wir wissen, ebenso wie später seine Söhne, im gesellschaftlichen Leben Hamburgs eine große Rolle. Schon deshalb ist es von Interesse, zu hören, wie er seinen Reichtum verwendete. Dazu kommt noch, daß er seine Begabung zur theoretischen und pädagogischen Verwertung privatwirtschaftlicher Erfahrungen auch an seinem Ausgabebudget erprobt hat; dieses müssen wir daher jetzt etwas näher kennen lernen, soweit das nach den Auszügen, die Parish aus seinen Privatbüchern angefertigt hat, möglich ist. Zunächst folgt hier eine Übersicht über die Ausgaben der letzten Jahre, in denen sie noch relativ mäßig waren¹⁾:

	1791	1792	1793	1794	1795
Equipage mit Pferden und Kutschern ²⁾	3 397	1 884	3 387	7 514	7 349
Haushaltsausgaben	17 766	15 937	18 396	20 752	25 329
Familienausgaben	2 337	3 440	10 650	7 260	4 306
Parish's eigene Ausgaben	5 276	7 186	7 328	15 190	20 966
Für Nienstedten	9 380	20 394	5 972	3 814	7 428
Sonstiges	13 195	9 866	2 705	1 623	7 186
Summa	51 351	58 707	48 438	56 153	72 564

Das war gewiß schon recht ansehnlich. Aber 1796 kam es noch ganz anders. Wie Parish uns selbst berichtet, wurde ihm damals das Herz weit: er wollte seinen Abgang recht glänzend gestalten. Als er hinterher seine Ausgaben addierte, ergab sich folgendes:

Equipage usw.	7 608
Haushaltsausgaben	25 456
Familienausgaben	19 377
Parish's eigene Ausgaben	47 556
Für Nienstedten	26 379
Seinem Sohne David	3 348
Seinen Söhnen John und Richard	36 000
Zuschuß zu Johns Ausgaben in England	18 000
Zwei bedürftigen Nichten als Heiratsgut	6 250
	<u>Latus 189 974</u>

1) Die Summen bedeuten Mark Courant, von denen 120 = 100 Mk. Bklo. waren.

2) 1793: 4 Pferde; 1794: 6 Pferde und 2 Kutscher; 1795: 6 Pferde, 2 Kutscher,

1 Postillon.

	Transp.	189 974
Milde Gaben und Geschenke an Dienerschaft		4 695
Abgaben		2 033
Sonstiges		4 078
Noch zu bezahlen am Jahresschluß ¹⁾		16 330
	Summa	217 110

Darunter befanden sich allerdings 53 550 Mk. außerordentliche Ausgaben (8300 Mk. Grundstückskäufe in Nienstedten, 6300 Mk. Geschenke an die Töchter, 2500 Mk. Beitrag für das französische Schauspiel, 10 900 Mk. Verluste an Hafer, 11 600 Mk. Baukosten eines neuen Stalles, 6500 Mk. Korn für die Armen, 1000 Mk. Beitrag zum Barackenbau für die Armen, 6250 Mk. Geschenk an die zwei Nichten). Aber auch dann noch blieben fast 164 000 Mk. übrig, was Parish selbst „als viel zuviel für irgend ein Handelshaus der Welt“ bezeichnete. Da sein damaliges Einkommen überdies, nach eigener Berechnung, nur 82 000 Mk. betrug, so war eine Ermäßigung der Ausgaben unerlässlich, und tatsächlich glaubte er noch am 31. Dezember 1797, daß sie für dieses Jahr 80 000 Mk. nicht überschreiten würden. Aber als er später seine Rechnungen durchsah, ergab sich Folgendes:

	1797	1798	1799	1800	1801
Haushalt ²⁾	61 432	65 423	68 704	32 287	35 306
Bauten	19 650	30 000 ³⁾	—	—	—
Reisen ⁴⁾	27 350	—	—	12 183	9 550
Weihnachtsgeschenke	24 950	—	—	—	—
Sechs Kutschpferde und zwei Wagen	—	20 000	—	—	—
David und Charles Parish	—	—	4 314	—	—
Renten	—	—	—	—	4 144
Garten und Stall	—	—	—	—	11 604
Außerordentliches	12 950	—	1 800	19 483	24 933
	<u>146 332</u>	<u>115 423</u>	<u>74 818</u>	<u>63 953</u>	<u>85 537</u>

Am Schlusse dieser Periode begann der Kampf des Vaters mit den Söhnen, der sich, wie wir wissen, auch gegen deren zu hohe Ausgaben richtete. Das gab dem Alten Anlaß, wieder einmal

1) Darunter: dem Schneider 3044, $\frac{1}{2}$ Jahr Schulgeld und Pension für die jüngsten zwei Söhne 3150, Feuersnot in Charleston 1550 usw.

2) Die Bedeutung der Bezeichnung „Haushalt“ ist in den Jahren 1797—1799 offenbar viel umfassender als in den bisherigen und auch als in den folgenden Jahren.

3) Nur für Mistbeete in Nienstedten.

4) Hauptsächlich nach England.

eine gründliche Selbstprüfung anzustellen. Er warf die Frage auf: Wie ist es möglich, daß John Parish in den 46 Jahren von 1756—1801 volle 1 443 000 Mk. ausgegeben hat, in den letzten 16 Jahren durchschnittlich 70 000 Mk. jährlich?

Vielleicht war der alte Herr dem Spiele ergeben, oder er hielt sich ein halbes Dutzend Maitressen? Keineswegs. Nie war jemand ein größerer Feind des Spiels, und was das andere anbetrifft, so hatte er in seiner Jugend es einmal damit versucht, aber schon nach einem Vierteljahre darauf verzichtet, weil er einsah, daß derartiges sich mit dem Leben eines Kaufmannes nicht vereinigen läßt, vielmehr ein Klotz an der Maschine ist; seine Landsleute rings um ihn her hatten freilich samt und sonders ihr Liebchen — aber welches war auch ihr Ende!

John nahm sich bald ein Weib! Er arbeitete tüchtig; aber er gab auch tüchtig aus. Sein Weib seufzte oft darüber, denn sie war sparsam; er ließ sich nicht hindern, aber er schrieb alles genau an, und sie tat das gleiche. Bei genauer Untersuchung war fast kein Posten zu finden, der über das Niveau eines Kaufmanns hinausging, abgesehen von einiger Extravaganz in den Pferde-Ausgaben. Freilich, hätte Fortuna der Maschine einen Stoß versetzt, so hätte Freund John sich in eine Ecke setzen müssen, um seine Torheiten bis an sein Ende zu beweinen. Jetzt redet zwar niemand darüber, aber John selbst weiß wohl gut genug, was der weisere Teil der Gesellschaft darüber denkt. Es war ein Experiment, das einmal gelungen ist, dessen Wiederholung aber Leute, die rechnen können, nicht wagen werden.

Parish berechnet dann, was er in den letzten 16 Jahren — vorher, meint er, sei ihm darin nichts vorzuwerfen — hätte sparen können. Mehr als 13 500 Mk. jährlich dürfe ein Kaufmann nicht ausgeben. Gegenüber seiner tatsächlichen Ausgabe hätte das eine Ersparnis von 612 000 und unter Anrechnung von Zinsen 742 000 Mk. betragen oder 55 000 jährlich; dies zunächst nur für die letzten 11 Jahre seines Geschäftslebens. Nachher hätte er seine Ausgaben, so meint er, wohl steigern können, aber höchstens auf 30 000 Mk. Wäre es dabei geblieben, so hätte er in den bisherigen fünf Jahren seines Privatlebens, einschließlich Zinsen, weitere 380 000 Mk. gespart, zusammen also fast eine Million, ohne daß er ein Geizhals geworden wäre. Ein anderes Mal schrieb er jedoch dem ältesten Sohne, er hätte nie mit seinen Ausgaben die Grenzen seines Einkommens überschritten, mochte dieses auch noch so

schmal sein. Gewiß habe auch er seine Passionen; aber nie hätte er vergessen, daß er ein Kaufmann sei und eine Reputation zu hüten habe; an dieser Mauer sei alles abgeprallt.

Bittere Vorwürfe machte er sich namentlich im Hinblick auf die Verschwendung seiner Söhne. In einem Briefe an seinen Sohn Richard nimmt er an, es stände jemand auf und redete ihn, den Vater, folgendermaßen an:

Laßt mich einige Fragen an Euch richten, werter Herr! Haben nicht Eure Söhne unter Euren Augen sich allen Extravaganzen hingegen, die ihr jetzt so stark tadelt? Haben sie nicht ihre Laufbahn schon in demselben liederlichen Stile begonnen? Hättet Ihr nicht längst auffallende Beweise ihrer Neigung zu übermäßigen Ausgaben beobachten können? Habt Ihr auf derartiges irgendwie geachtet? Wurde nicht schon seit lange kostbare Zeit in unwesentlichem Getriebe vergeudet? Wurde nicht spät zu Bett gegangen und spät wieder aufgestanden? Wurde nicht Befriedigung der Leidenschaften nachsichtig beurteilt? Wurde nicht für die Tafel eine neue Mode eingeführt? Wurde nicht die Änderung der Zeiteinteilung zugelassen? Wurden nicht sogar den Handlungsgehilfen extravagante Ausgaben nachgesehen? Hat nicht einer von ihnen, einer Eurer eigenen Söhne, sich einen Zuchtstall und Dienerschaft halten dürfen? Haben nicht sogar die Chefs des Hauses an einigen der gewagtesten Arten jugendlicher Unternehmungen teilgenommen, haben sie nicht unnützerweise ihr Leben aufs Spiel gesetzt, um zu zeigen, daß ihre Geschicklichkeit der ihrer Zeitgenossen überlegen sei? — Was, so fragt der Vater, sollte ich auf solche Fragen antworten? Nur, daß alles dies traurige Wahrheiten sind, Wahrheiten, die mich in der innersten Seele verwunden, die in mir eine Empfindung erwecken, bitterer als alles andere: Demütigung meines Stolzes, und das im Alter von 60 Jahren!

Namentlich die jüngsten Söhne David (geb. 1778), George (geb. 1780) und Charles (geb. 1781) machten dem Vater damals schwere Sorgen. David, der ursprünglich als dritter Teilhaber ins Geschäft treten sollte, hatte dies schon durch sein Betragen verscherzt; aber auch Charles, der an seiner Stelle jene Anwartschaft erhielt, führte ein Leben, das dem Vater nicht gefiel. Hierfür machte dieser den älteren Sohn Richard, dessen Obhut er speziell anvertraut war, mitverantwortlich:

Bei einer so glücklichen Veranlagung, gefügig und liebenswürdig, vortrefflich geeignet für den Beruf eines Kaufmanns, durch Temperament

und Benehmen Dir und John verwandt, hatte er die besten Aussichten. Aber kaum war er an Davids Stelle zur späteren Teilhaberschaft bestimmt worden, so ließ er seinen Passionen die Zügel schießen; Hochmut und Prahlerei traten stark hervor. Früh bemerkte ich es; aber da hieß es, ich solle ihn nicht fesseln; es sei eine Jugendeselei, die vorübergehen würde. Ich gab nach. Zwar erachtete ich 3000 Mk. im Jahre als bei weitem zu viel für einen jungen Mann seines Alters, der eben als Lehrling in ein Kontor gekommen war; doch war ich weich genug, um das zu gewähren. Im Jahre 1799, obwohl im Lernen wenig vorwärts gekommen, brauchte er 2000 Mk. über seinen Etat. Ich war damals nicht hier. Aber Du, sein Busenfreund, Du hättest zu jener Zeit das Übel noch im Keime ersticken können; das wäre eine Handlung der Barmherzigkeit gewesen. Stillschweigen war Grausamkeit. Im folgenden Jahre überschritt er seinen Etat um 7500 Mk., jetzt (1801) gar um 11 000 Mk., trotzdem erst 10 Monate verflossen sind! Glaubst Du, ich würde dazu stillschweigen? Nein, Richard! So wenig auch das Geld mir als solches gilt (for little, as I care for money, as mere money), so würde ich mich für einen Feind meines Sohnes halten, wollte ich dagegen nicht einschreiten. Wie kann er solche Summen ausgegeben haben? Charles, ich rufe Dich auf, selbst Rechenschaft abzulegen. Es ist für Dich eine Ehrensache, Dich zu rechtfertigen; dann sage mir, wem Du zumuten darfst, die Schuld zu tilgen, und welchen Beruf Du für ertragreich genug hältst, solche Ausgaben, die ja immer mehr wachsen werden, zu decken? Charles, Du hast mich tief verwundet; ich hätte nie gedacht, je einen so schwarzen Vorwurf gegen Dich erheben zu müssen.

Auch Johns Verschwendung mußte der Vater in starken Ausdrücken rügen, hatte jener doch auf seiner letzten Reise in einem halben Jahre mehr als 24 000 Mk. Banko verbraucht.

Was Du deswegen sagst, würde vielleicht ein anderer glauben. Aber ich weiß, was Reisen kosten, für einen kleinen und für einen großen Kaufmann, für einen jungen und für einen alten, auch für einen Gentleman. Ich wünsche keineswegs, daß Du schäbig auftrittst; aber mehr als drei Guineas täglich sind keinesfalls nötig, um als junger Mann von höchster Respektabilität, um als ein großer Kaufmann sehr anständig reisen zu können.

Nur Richard hielt sich bei seinen Ausgaben in vernünftigen Grenzen.

Was hier von der Familie Parish berichtet worden ist, war nur ein hervorragendes Beispiel des Lebens, das damals die ganze Handelswelt Hamburgs führte.

Du wirst mit mir darin übereinstimmen — so schreibt Vater Parish an seinen Sohn Richard — daß es, seitdem Hamburg steht, nie eine Zeit gegeben hat so voll ausgeprägter Extravaganz, so weit abführend von dem Wege rechter Kaufleute, wie diese wenigen letzten Jahre. Und all das ist nur veranlaßt worden durch eine Sorte junger Leute, unter denen manche recht tüchtige, die aber samt und sonders die verderblichsten Grundsätze eingesogen zu haben scheinen und ihrem Untergange entgegeneilen.

Auch Büsch predigte damals wiederholt nachdrücklich gegen dieses Übermaß des Luxus; doch machte er diesen für die seit 1799 eingetretene Krisis ausdrücklich nicht mit verantwortlich, wie denn überhaupt sein Urteil keineswegs in allen Stücken mit demjenigen des alten Parish übereinstimmt. Letzterer hatte ja auch selbst gewaltigen Luxus getrieben. Offenbar war hierbei eine allgemeine fortreibende Strömung tätig, die nur mittelbar mit den Vorgängen auf dem Gebiete des Handels zusammenhing: gewiß, der Aufschwung des Handels beförderte den Luxus und umgekehrt; doch wie der Luxus überwiegend dem Geiste der Zeit entstammte, so hatte auch der wirtschaftliche Aufschwung und ebenso der ihm folgende Rückschlag seine eigenen Hauptwurzeln.

In den nächsten Jahren schränkte die Familie Parish ihre Ausgaben nicht unwesentlich ein. So verbrauchte der Vater 1802: 54 000, 1803: 41 500, 1804: 50 600 Mk., der älteste Sohn John 1802: 15 500, 1804: 23 000. Aber diese Einschränkungen waren, soweit sich nach den vorhandenen Materialien beurteilen läßt, nicht von langer Dauer. Der Vater hat jedenfalls in den folgenden 20 Jahren unentwegt jährlich im Durchschnitt seine 60 000 bis 70 000 Mk. Banko ausgegeben.

Jetzt wollen wir einmal für eine kurze Weile die privatwirtschaftlichen Betrachtungen und Lehren des alten Parish verlassen und uns einem von ihm geführten dickleibigen Oktavbuche zuwenden, welches betitelt ist: „Company at table, from June 20. 1804.“ Es ist ein genaues Verzeichnis seiner Gäste für den Zeitraum 1804—1825. Außerdem enthält das Buch aber noch manche

andere interessante Notizen. Leider können wir daraus nur Einiges entnehmen.

Im Jahre 1804 bewirtete er 1132 Personen in 54 Diners und einem Tee (von 101 Personen); außerdem beteiligte er sich an 54 anderen Gesellschaften, bei denen 1200 Personen anwesend waren. Im folgenden Jahre hatte er zusammen 1954 Personen bei sich zur Tafel, und es wurden in diesem Jahre bei ihm 2232 Flaschen Wein getrunken; trotzdem blieben am Jahresschlusse noch 4080 Flaschen übrig.

Im Jahre 1806 nahm die Geselligkeit Parish's noch wesentlich zu. Im August und September dieses Jahres feierte er sein fünfzigjähriges Jubiläum als Hamburger Einwohner und Geschäftsmann. Aus diesem Anlasse gab er vier große Diners, über die er etwas ausführlichere Notizen liefert. Das erste Diner fand am 6. August statt. Dazu hatte er 28 seiner ältesten und besten Freunde geladen, die zusammen 1925 Jahre zählten, also durchschnittlich jeder $68\frac{1}{2}$ Jahre, während er selbst damals 64 Jahre alt war. Die zwei ältesten führte er zur Tafel; die anwesenden Vertreter des diplomatischen Korps placierte er zu seiner Linken, seinen ältesten Sohn John ans Ende der Tafel. Beim Dessert wurden die zu dem Feste geprägten Medaillen verteilt und es wurde „Langkork“ aufgesetzt. Dann wurde um Stillschweigen gebeten, und Parish erhob sich zu folgender Anrede¹⁾:

Meine wehrste, feurste und älteste Freunde von ersten Tang! Sie erwarten von mir vileicht auf den heutigen Tag zu hören, wer ich vor 50 Jahren war, wie ich under Ihnen kam, um es zu vergleichen mit das, was ich jetzt bin. Ich könnte zwar vieles darüber sagen, aber von allen denen heute kein Wort, es könnte den Geruch haben, von allen Leidenschaften der häslichste — stinkende Stoltz. Stoltz bin ich doch, meine Freunde, und das mit Recht, eine solche Gesellschaft an meiner Tafel zu haben, die ich alle als Freunde nenen kan, und nun erlauben Sie, daß ich ein Bumper²⁾ lerre an die Gesundheit von diese gantze Gesellschaft und auf das Wohl von Alle, die Ihnen teur sind.

1) Ich gebe sie hier absichtlich so wieder, wie er sie niederschrieb, um ersehen zu lassen, inwieweit er der deutschen Sprache Herr war; nur die Konfusion in den großen und kleinen Initialen habe ich etwas gemildert.

2) Volles Glas.

Darauf folgte der zweite Toast:

Ein Bumper auf Hamburgs Schutzengel, die so treulich über unsere Freyheit gewacht hat; möge sie uns lange getreu bleiben!

Darauf der dritte:

Wenn wir uns Hamburgs Wohlstand und Glückseligkeit betrachten, so gedenken wir uns gewis eine Classe von Biedermänner, die dazu behulfflich gewesen, und die nun von uns leider geschieden sind. Bei dieser Gelegenheit sey es mir erlaubt, zwey davon zu nennen, aber in-
dehm wir ihre Asche huldigen, so erfordert dieses die Feyerlichkeit, daß wir stehend ihre Namen anhören; es sind die unvergeßliche J. Lutkens und S. Matsen! Meine Herrn, stoßet an!

Der vierte Toast galt „unserer Schiffahrt, unserer Handlung, unserer Bank!“ der fünfte: „Das schöne Geschlecht!“ der sechste: „Die anwachsende Generation, möge sie eine Zierde unserer Börse sein!“ der letzte: „Die abwesenden Mitglieder dieser Gesellschaft!“

Die 30 Teilnehmer an dem ersten Diner leerten zusammen 52 Flaschen Wein. Wie sich die Kapazität dieser Senioren zu derjenigen der folgenden Jahrgänge verhielt, hat Parish exakt ermittelt und liefert dafür folgende statistische Übersicht:

Diner vom	Teilnehmer	Gesamtalter	Durchschnittsalter	Weinverbrauch
6. August	30	1987	68 ¹ / ₂	52
13. „	31	1663	53 ¹ / ₂	55
20. „	29	1402	48	79
	<hr/>	<hr/>	<hr/>	<hr/>
	90	5052	56	186

Aus der Reihe der Toaste, die Parish bei den Dinern vom 13. und 20. August hielt, seien noch einige hier aufgeführt:

Unser Oberhaupt hat seine Würde resignirt und den verstummelten Staatscorper preis gegeben. Hamburg ist nun eine Weise. Bey dieser Gelegenheit sey es mir erlaubt, einen jeden ehrlichen Hamburger aufzurufen, an seiner Stelle zu seyn und sein Posten zu behaupten, nicht um Eroberungszucht, um unserer Grantze zu erweitern, nein! Dafür muß Hamburger Blut nie fließen. Aber der letzte Tropfen muß hergegeben werden, um daß wir bleiben was wir sind. Und nun ein Bumper an die Aufrechterhaltung von unserer weisen und glücklichen Verfassung, und ein Strick für den Verräter, der es gegen eine andere vertauschen wolle!

Hier schaut das Medusenhaupt der Zeit doch schon recht düster in die Festesfreude hinein! Es gehörte zu jener Zeit Mut

dazu, so zu sprechen. Wir besitzen übrigens einen vielleicht noch besseren Beweis der starken Anhänglichkeit Parish's an Hamburg. Im April und Mai 1801 hielten die Dänen einige Wochen lang Hamburg besetzt, und der Senat fürchtete, es könne eine dauernde Herrschaft daraus werden. Auf seine Veranlassung wußte Parish, der gerade in England war, die englische Regierung für Hamburg zu interessieren, wobei er dem Senat erklärte, er fühle in voller Stärke die Notwendigkeit, daß Alles aufgeboten werden müsse, um das unschätzbare Juwel der Unabhängigkeit Hamburgs in seiner Reinheit zu erhalten. Nach Durchführung dieser Mission versicherte der Senat Parish seine lebhaften Dankbarkeit; er wisse die wesentlichen Dienste völlig zu schätzen, welche Parish Hamburg in England geleistet habe. Zugleich ließ der Senat Parish 50 Flaschen alten Rheinwein zustellen.

Doch kehren wir zurück zu den Jubiläumsdinern von 1806. Andere Toaste galten „der Aufrechterhaltung der alten Kaufmännischen Schule“¹⁾, dem „würdigen Professor Reimarus“ usw. Das letzte Jubiläumsdiner wurde am 24. September „meinen Freunden, den Juden“ gegeben: 18 wurden eingeladen, von denen aber nur 8 kamen. Außer ihnen waren noch 28 Christen anwesend, darunter Prinz Esterhazy, Baron Jacobi-Klöst (der preußische Gesandte in London), die Barone Grote und Voght, Bürgermeister Bauer, die Senatoren Jänisch, Sontag, Gabe, Syndikus Dormann u. a. Überhaupt sah Parish nicht nur die ersten Männer und Frauen Hamburgs bei sich, sondern auch nicht wenige vom Adel der Umgegend und vornehme Fremde. So bewirtete er z. B. am 28. Mai 1805, bei Einführung des englischen Gesandten Thornton, das ganze diplomatische Korps und die gesamten Senate von Hamburg und Altona. Aber der ganze glänzende Betrieb nahm ein Ende mit Schrecken: am 19. November 1806 besetzten die Franzosen Hamburg, und drei Tage darauf verließ John Parish sein geliebtes Nienstedten, um nicht wieder dorthin

1) Offenbar Büschs Handelsakademie. Er selbst war allerdings schon sechs Jahre tot, und die Anstalt hörte auch bald auf.

zurückzukehren. Ein Jahr lang reiste er umher: einige Monate blieb er in Kopenhagen; dann wandte er sich über Schweden nach England und ließ sich gegen Ende 1807 definitiv in Bath nieder, wo er bis an sein Lebensende (1829) wohnte.

Ein scharfer, aber freilich ihm nicht gerade wohlgesinnter Beobachter, der ihn dort 1809 besuchte, schilderte seine äußere Erscheinung folgendermaßen¹⁾:

Seine Gewohnheit, durch irgend etwas Außerordentliches die Aufmerksamkeit seiner Umgebungen auf sich zu ziehen, hatte er in England nicht abgelegt; daher war seine Erscheinung auffallend: ein kleines, samtnes, mit Pelzwerk verbrämtes Käppchen auf einem Ohre, ein polnischer, samtner Rock mit langen Schößeln und goldenen Quasten, eine lange türkische Pfeife in der rechten Hand, in der linken ein langes seidenes Band, an dem zwei Mopshunde umhergaulen.

Wenige Jahre vor seinem Tode — im Alter von 83 Jahren — verfaßte er in Bath einen „Treatise of domestic economy“, aus dem wir zunächst erfahren, daß er von 1756—1824, d. h. in 68 Jahren, zusammen 204 000 £, über drei Millionen Mark Banko, verbraucht hatte. In Bath bezahlte er für sein Haus jährlich 400 £ Miete, hielt sich Equipage und zehn Dienstboten.

In den ersten 16 Jahren seines Aufenthaltes in Bath gab er zusammen 579 Dinners von 4891 Personen, in den ersten 12 Jahren überdieß noch 76 Routs, Soupers und Bälle von 5090 Personen, so daß er also in dieser Zeit rund 10 000 Personen bewirtete, darunter auch Angehörige des regierenden Hauses und des höchsten Adels; so wohnte z. B. der Herzog von Gloucester 1808 bei ihm mehrere Wochen. Auch sah sein Haus damals, wie er als 83 jähriger wohlgefällig berichtet, „mehr Schönheit und liebliche, verführerische Gesichter als irgend ein anderes Haus der Stadt“, — die zu jener Zeit bekanntlich ein Mittelpunkt der eleganten Welt in England war. Von den Pasteten seines französischen Kochs La Coste, von dem Punsch seines Kellermeisters Louis sprach man in Bath noch lange nachher mit Entzücken. In den ersten

1) Vincent Nolte, Fünfzig Jahre in beiden Hemisphären, Bd. I, S. 160.

16 Jahren wurden bei ihm zusammen 14 750 Flaschen Wein getrunken.

Bis 1823 war Parish's Küche französisch¹⁾ und jedes Kuvert kostete ihn durchschnittlich für Rohmaterialien 10 sh., für Wein 5 sh., für Bedienung und Hausmiete 3 $\frac{1}{2}$ sh., zusammen 18 $\frac{1}{2}$ sh. Seine Söhne betrachteten dies als zu teuer. Darauf antwortete ihnen der Vater, erstens könne für einen echten Engländer nichts, was gut ist, zu teuer sein; außerdem sei es gar nicht teuer; um das zu beweisen, berechnete er 1825, als er die französische Küche abgeschafft hatte, die Kosten seines damaligen ruhigen Lebens mit englischer Küche.

Im Jahre 1824 wurden nämlich in seinem Eßzimmer nur 930 Kuverts verabreicht, die mit Wein freilich jedes nur 13 sh. kosteten; da aber Dienerschaft und Hausmiete die gleichen blieben wie vorher, so kostete beides, auf den Kopf berechnet, natürlich mehr, nämlich 8 sh., so daß jedes Kuvert der einfachen englischen Küche sich auf 1 £ 1 sh. stellte, also um 2 $\frac{1}{2}$ sh. teurer als ein Kuvert der raffinierten französischen Küche, mit Weinen in allen Farben des Regenbogens und mit einer Menge der angenehmsten Gesellschaft. Parish zieht daraus den Schluß, er habe in der Zeit der französischen Küche durch sie monatlich 300 £ gespart und weist triumphierend auf eine ähnliche geistreiche Berechnung hin, mit der er einmal früher in Hamburg die Sorgen seiner haushälterischen Frau zum Schweigen gebracht hatte. Aus dieser Berechnung hatte sich nämlich angeblich klar ergeben, daß „je mehr wir ausgaben, um so reicher wir wurden!“ Wir können uns ungefähr denken, wie die Augen des Alten bei solchen Berechnungen gezwinkert haben werden. Aber ach! bald nach jenem eigenartigen „Treatise of domestic economy“ brach wieder eine große Handelskrise aus, welche den alten Mann nötigte, mit der Sparsamkeit Ernst zu machen. Am

1) Menu eines Diners für 20 Personen (13. Dezember 1811): 2 soups, 2 plats pour les bouts, 1 plat pour le milieu, 8 entrées, 2 légumes, 2 rotis, 13 entremets, 4 compotes et salades. Von derartigen Dinern gab es jährlich mehrere.

17. Januar 1826 berichtet er seinem ältesten Sohne, er müsse nun ganz allein essen und habe nur drei Diensthofen behalten:

Du, der Du mich so genau kennst, würdest Du das für möglich gehalten haben? Aber lasse Dich dadurch nicht von einem Besuche bei mir abhalten; wenn Du kommst, sollst Du selbst das Menu angeben und den Schlüssel des Kellers bekommen, der noch immer wohl versehen ist.

Das ist das letzte, was wir über Parish's Haushalt hören. Wieder einige Monate später endete sein Sohn David in Wien durch Selbstmord und riß den größten Teil des Vermögens seines Vaters mit sich in den Abgrund. Dieser lebte dann noch drei Jahre, ohne daß wir über die Art seines Lebens weiteres vernehmen.

Doch, so wird man fragen, verwendete John Parish denn sein großes Einkommen nur auf Essen, Trinken, Equipagen und dergleichen? In seinen eigenen Niederschriften ist tatsächlich nicht viel von sonstigen Ausgaben die Rede. Aber 1826 berichtet er, daß er in den letzten 19 Jahren durchschnittlich 400 £ in jedem Jahre, also zusammen 7600 £, für wohltätige Zwecke verwendet habe, und auch aus anderen Quellen wissen wir, daß er viel Gutes tat. So begründete er zusammen mit dem späteren König Leopold I. von Belgien 1816 die Besserungsanstalt in Bath, wo noch jetzt sein Porträt zu sehen ist, und auch eine Gedenktafel in der Kathedrale von Bath preist seine guten Werke. In gleicher Richtung deutet auch die Tatsache, daß die Stadt Edinburgh ihn 1800 zu ihrem Ehrenbürger ernannte. Wir besitzen ferner einen kurzen brieflichen Bericht, den ein in Hamburg lebender Engländer, namens John Thornton, nach einem Besuche beim alten Parish in Bath 1816 an seine Frau erstattete; darin werden ebenfalls solche Ausgaben Parish's erwähnt. Der Bericht lautet:

Vorgestern war ich beim alten Parish in Bath; er war sehr gerührt, mich zu sehen. Ich fuhr in seinem mit vier eleganten Schimmeln und zween Vorreitern bespannten Equipage um die Stadt. Hierauf waren beim Zuhausekehren alle Schulkinder einer Sunday School, wovon er der Präses ist, in einer Linie gestellt, die ich alle mustern mußte. Um

5 $\frac{1}{2}$ Uhr gingen wir zur Tafel und nachher spielten wir bis 12 Uhr Picquet; mit 2 Pfund Sterling in der Tasche nahm ich Abschied. Ich kann behaupten, ich hätte ihm tausend Fragen beantwortet; denn es nahm dessen kein Ende. Er lebt hier wahrlich sehr glücklich und verziert seine letzten Lebensjahre in dem Genuß lauter Wohltuns.

Diese „tausend Fragen“ Parish's erinnern mich an seinen ausgedehnten Briefwechsel, durch den er sich auch nach seinem Rücktritt aus dem Geschäftsleben über alles, was in der Welt voring, über die Verhältnisse fremder Länder usw. genau unterrichtete. Zu diesen seinen Korrespondenten gehörten auch, wie wir wissen, der amerikanische Staatsmann G. Morris, der bis zu seinem Tode (1806) mit Parish in regem brieflichen Verkehr blieb. Sie hatten Bedeutsames miteinander erlebt. So hatten sie z. B. 1797 in Hamburg zusammen den aus langer kaiserlicher Gefangenschaft befreiten Lafayette in Empfang genommen, der dann Parish's Gast in Nienstedten gewesen war¹⁾. Zwei Jahre später war Morris nach Amerika zurückgekehrt und sandte dem Freunde enthusiastische Schilderungen von dem Lande seiner Väter, von dessen reichen Naturgaben und von der großen Zukunft, die ihm bevorstand:

Das stolzeste Reich in Europa ist nur ein Nichts, verglichen mit dem, was Amerika im Laufe von zwei Jahrhunderten, vielleicht von einem, sein wird, sein muß.

Wir werden sehen, wie verhängnisvoll diese Verbindung für die Söhne John Parish's später gewirkt hat. Hier mögen nur noch einige Äußerungen des Amerikaners Platz finden, die sich auf Parish's Privatleben beziehen. So schreibt er einmal nach einem ungünstigen Urteile über die englische Geselligkeit 1801:

1) Diary and letters of Gouv. Morris, vol. II, p. 302 ff. — Mémoires de Lafayette, vol. IV, p. 271, 300 ff. Das erstere Werk enthält nur Briefe von Morris an Parish; die Briefe des letzteren sind vermutlich noch im Besitze der Familie Morris. Aus dem Briefwechsel geht hervor, daß schon 1797 in Nienstedten die Geselligkeit eine große war; so dinierte Morris damals z. B. bei Parish mit dem kaiserlichen Präsidenten Grafen Buol-Schauenstein, der interessante Anekdoten von dem bekannten Lord Auckland erzählte.

„Eine Woche in Nienstedten enthält mehr wirkliche Geselligkeit als ein Jahr in England“; und 1803:

Sie sind sehr freundlich, es zu bedauern, daß ich die Erzeugnisse Ihrer 700 Fuß Glas (Treibhäuser) nicht mit Ihnen genießen kann. Gott möge Ihnen lange Frieden schenken für den Genuß des Lebens, das Sie jetzt führen! Aber wenn der politische Sturmwind Ihr Fahrzeug ins Treiben bringt, so kommen Sie herüber und teilen Sie mein ruhiges Los.

Morris hatte schon längst den Gang der politischen Ereignisse in Europa im großen und ganzen richtig vorausgesehen.

XIV.

Ausblick auf die spätere Entwicklung des Hauses Parish.

Über die spätere geschäftliche Laufbahn der Söhne John Parish's muß hier noch das Nötigste gesagt werden. Die drei



Richard Parish.

Söhne, welche das Haus Parish & Co. jetzt leiteten — John, Richard und Charles — erlebten seit 1809 eine neue Zeit stürmischer Konjunktur. Erstens nämlich nahm das Geschäft mit Amerika wieder einen gewaltigen Aufschwung; erhielt doch die Firma von dort allein 1809 über 50 Schiffsladungen im Werte von 3 Mill. Dollars. Zweitens beteiligten

sie sich, gleich anderen unternehmenden Hamburger Geschäftsleuten, in hervorragendem Maße an der Durchbrechung der Kontinental Sperre, unter Benutzung von Helgoland und kleinen holsteinischen Häfen; dieser Verkehr wurde hauptsächlich von Charles organisiert. John dagegen übernahm es, dem in höchster Not gegen Napoleons Übermacht kämpfenden Österreich englische Subsidien zuzuführen. Dies waren durchweg sehr gefährliche Geschäfte:

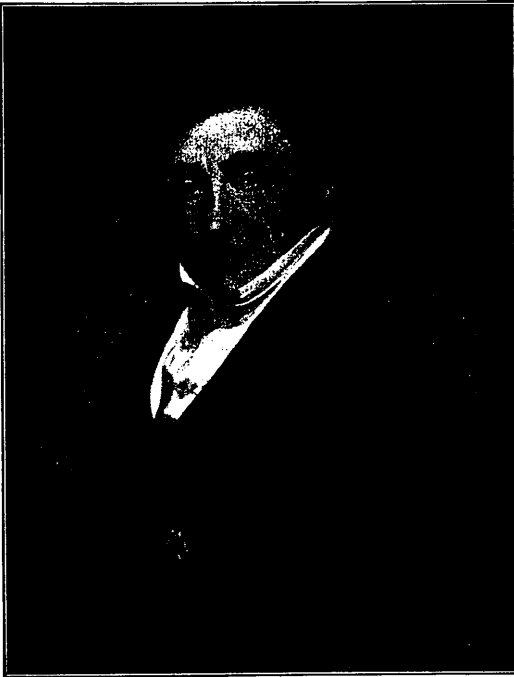
Sie hatten die Länge von Napoleons Fingern unterschätzt. Kaum waren große Massen amerikanischer Waren für Parish & Co. in Holstein angelangt, so legte jener gesetzlose Tyrann, jener Erzfeind aller Kaufleute, seine Klauen darauf. Nur Richards meisterhaften Verhandlungen in Paris gelang es, das Haus aus dieser schrecklichen Lage zu retten.

Über die Subsidienvermittlung nach Österreich hat der jüngere John selbst folgendermaßen in einer an Kaiser Franz gerichteten Eingabe berichtet:

Der Unterzeichnete war zu Anfang des Jahres 1809 in London. Es wurde verschiedentlich von Seiten der englischen Regierung berathschlagt, ob er kein Mittel aussinnen könnte, der Kayserlich österreichischen Regierung einen Geldvorschuß gegen die von England bewilligten Subsidien zu leisten. In dem Augenblick schien dies fast unmöglich, da alle Communication mit dem festen Lande so sehr durch die französischen Maßregeln gehemmt war, daß es Lebensgefahr bedurfte, auch nur einen Brief durch zu bekommen. Der Unterzeichnete fühlte das Wichtige der Sache ganz, und welchen wesentlichen Dienst er dem österreichischen Kayserhause sowohl, als der guten Sache leisten würde, wenn sie ihm gelänge. Er entschloß sich daher, sowohl sein Vermögen, seine Person und seine in Hamburg existirenden Verhältnisse daran zu wagen, in der Überzeugung, das kein Anderer damahls in der Lage war, den zu wünschenden Zweck erreichen zu können. Im Monat May ging er nach Hamburg und traf die vorläufigen Einrichtungen, die Vorschüsse aus eigenen Mitteln zu bestreiten, da auf einer directen Art kein Geld aus England zu beziehen war. Mit aller möglicher Schnelle und Vorsicht reiste er im Monat Juni über Berlin zum Kayserlichen Hauptquartier in Dotes¹⁾,

1) Totis. Bald darauf traf er in Ofen auch mit Gentz zusammen, der ihn bezeichnet als „homme sensé, extrêmement dévoué à la bonne cause, qui a fait ici un séjour de quelques semaines, intéressant pour moi à plus d'un égard (Tagebücher von Friedrich von Gentz, Bd. I, S. 64, 138). Graf Stadion hat diese und andere Verdienste Johns um Österreich „in ihrem vollem Umfange“ bestätigt (Familien-Archiv in Senftenberg, Böhmen).

wo er bereits erwartet wurde. Er legte den Plan, den er sich gemacht hatte, Seiner Excellenz dem Grafen Stadion, Minister der auswärtigen Angelegenheiten, vor, der ganz damit zufrieden war und ihn wegen dem Detail an den Herrn Hofrath von Hudelist und den Finanzminister, den Grafen O'Donnell, verwies. In Ofen leitete der Unterzeichnete die nöthigen Arrangements mit dem Vice-Präsidenten, dem Herrn Barbier, ein, welche so sehr nach Wunsch gelangen, daß nicht nur die verlangten Gelder, ohne von französischer Seite Aufsehen zu erregen, in die Kayserlichen Kassen bey der Armee gelangten, sondern noch ein



John Parish, Freiherr von Senftenberg.

Überschuß in Hamburg verblieb. Aus eigenem Antrieb und auf eigene Kosten hat Unterzeichneter diese lange und für ihn gefahrvolle Reise unternommen und aus eigenen Mitteln die Geldvorschüsse geleistet.

Die Firma erzielte damals hohe Reinerträge, erlitt aber auch wieder enorme Verluste. Der Vater war darüber allerdings nicht mehr genau unterrichtet. Doch schätzte er die Roherträgederganzen Zeit 1797—1815 auf rund 5 Mill. Mk. Banko, die Verluste auf über eine

Million, den Verbrauch der drei Teilhaber auf fast $2\frac{1}{2}$ Millionen und das ihnen danach 1815 verbleibende Kapital auf $1\frac{1}{2}$ Millionen. John zog sich in diesem Jahre aus dem Geschäfte zurück, kaufte die Herrschaft Senftenberg in Böhmen und wurde in Anerkennung seiner Verdienste um den Kaiserstaat in den österreichischen Frei-

herrnstand aufgenommen. Richard und Charles betrieben das Geschäft in Hamburg weiter.

Von den beiden übrigen Söhnen ging Georg 1803 nach Ostindien, wo er als Offizier und Beamter etwa ein Jahrzehnt lang tätig war. Im Jahre 1816 übernahm er die Verwaltung der von seinem Bruder David erworbenen Ländereien in Nordamerika; vorher und nachher machte er lange Reisen in ganz Europa.

Von David habe ich bereits an anderem Orte manches berichtet¹⁾, was ich hier indes noch etwas ergänzen muß, zunächst durch einen Brief des Vaters aus dem Jahre 1817:

Mein David, mein lieber David! Wenn ich das Wort „David“ niederschreibe, so klopft mir das Herz immer bis an den Hals, zum Beweise, daß Du sicherlich ein Sohn dieses Herzens bist. Du mußt das als einen „Scotism“ hinnehmen, mein guter David; nur ein Schotte kann sagen, „that his heart gets up into his throat“. Nie fühlte ich diesen Drang stärker, als im Jahre 1803, da ich neben Deiner Mutter, mit dem Fernrohr in der Hand, auf meinem „Quarterdeck“²⁾ stand und Dich in einem kleinen Boot mitten auf dem Flusse unter mir nach Buxtehude hinüberkreuzen sah. Du trenntest Dich von der Familie und gingest in ein fremdes Land, um dort Deinen Weg zu suchen. Du warst gerade 24 Jahre alt, ich hatte schon wohlgemessene 60; meine Empfindungen waren derart, daß ich sie Deiner Mutter nicht mitteilen durfte; sie würde mich sonst gescholten haben. — Traurig sagte ich mir: Du hast zu rasch zugestimmt! Könntest du ihn doch zurückrufen! Es war einer der schmerzlichsten Augenblicke meines Lebens. Noch in dieser Stunde steht er mir lebhaft vor Augen, denke ich auch der schlaflosen Nächte, die darauf folgten. Denn bis wir uns in Antwerpen wiedertrafen, konnte ich nicht den Gedanken verwinden, daß Du durch den in der Leitung des Hauses vorgenommenen Wechsel der glänzenden Aussichten beraubt warst, auf die Du durch Geburtsrecht Anspruch hattest. Aber wie kurzsichtig sind wir Sterblichen! Der Erfolg hat das einmal wieder bewiesen, und obwohl ich wenig an ihn glaube, laß mich hier zu meiner eigenen Beruhigung sagen: „Was ist, das ist recht.“

In Antwerpen begründete David Parish zusammen mit G. Agie ein Geschäft, das sich rasch großartig entwickelte, so daß die 50000 Mark Banko, die ihm der Vater mitgegeben hatte, sich in ganz kurzer Zeit verdreifachten. Wie Vincent Nolte be-

1) Große Vermögen, ihre Entstehung und ihre Bedeutung, Bd. I, S. 75 ff.

2) So nannte er einen Aussichtspunkt in seinem Parke zu Nienstedten.

hauptet, verdankte David Parish dies vorzugsweise seiner Bekanntheit mit Talleyrand¹⁾, was indes nicht ohne weiteres zu glauben ist. Der Vater sagt nur, er sei zuerst etwas erschrocken gewesen über Davids große Engagements.

Aber es zeigte sich eben aufs neue, daß vorsichtige und kleinliche Geschäfte nicht Deine Sache waren. Dein weiter Geist erforderte ein größeres Feld der Tätigkeit. Bald überstandest Du das heraufziehende Unwetter. Du gewannest Dir Freunde und den stärksten Beistand, das Vertrauen jenes allmächtigen Bundes, der Dir ein Feld eröffnete bis zu den Minen Mexikos.

Von mehreren Seiten wird übereinstimmend berichtet, daß David Parish sich schon in dieser Antwerpener Zeit auszeichnete durch großen Scharfblick, Geschäftsgewandtheit, seltene Menschenkenntnis und eine vornehme, elegante Lebensführung, wobei ihm

sein gewinnendes Äußeres sehr zu statten kam. Er war überall beliebt; das „allmächtige Bündnis“ bestand in einer Vereinigung der beiden größten Geschäftshäuser jener Zeit, der Firmen Hope & Co. in Amsterdam und Baring Brothers & Co. in London. Sie ernannten David Parish zu ihrem Generalbevollmächtigten für eins der größten und scharfsinnigsten Unternehmungen, die je von Kaufleuten ins Werk gerichtet worden sind²⁾.



David Parish.

Die Schilderung der Einzelheiten dieser Unternehmung würde hier zu weit führen, zumal das Hamburger Haus Parish mit ihr nichts zu tun hatte. Genug, es handelte sich darum, die Silberschätze des spanischen Amerikas für Napoleons Kriege nutzbar zu machen, und zwar unter Konnivenz des seebeherrschenden

1) Fünfzig Jahre in beiden Hemisphären. Bd. I, S. 75 ff.

2) Vgl. Ouvrard, Mémoires. — Nolte, Fünfzig Jahre in beiden Hemisphären.

Britanniens. Dieses kaufmännisch-finanzielle Wunderwerk wurde tatsächlich einige Jahre hindurch vollbracht und dabei von den beteiligten Geschäftshäusern das nette Sümmchen von 862 000 Pfund Sterling verdient. David Parish, der das ganze Unternehmen von Philadelphia aus leitete, brachte 1816, als er endgültig wieder nach Europa übersiedelte, eine runde Million Dollar mit, von denen aber über 700 000 in ausgedehnten Ländereien bei Ogdensburgh am St.-Lorenzstrom steckten. Diese Ländereien, im Umfange eines deutschen Kleinstaates (über 1000 qkm), hatte er von G. Morris, dem Freunde seines Vaters, und anderen großen Landspekulanten gekauft, hatte dort Eisenwerke, Straßen, Mühlen, Kirchen usw. errichtet, eine Merinoschafzucht begonnen, kurz, viel Kapital angelegt. Die Bewohner des von ihm begründeten Ortes Parishville und der Nachbarschaft, wo weitere Namen, wie Rossie, Antwerp usw., an ihn erinnern, haben ihm noch lange ein dankbares Andenken bewahrt. Aber der bei weitem größte Teil der Ländereien warf einstweilen noch keine Erträge ab, und bei seiner Rückkehr aus Amerika im Jahre 1816 belief sich sein Einkommen nur auf 5000 Pfund Sterling oder etwa $2\frac{1}{2}\%$ seines nominellen Vermögens¹⁾.

Dann warf David Parish sich in den Strudel der großen europäischen Finanzgeschäfte, trat in das Wiener Bankhaus Fries & Co. ein, arbeitete eine Zeitlang mit den Rothschilds zusammen, denen er wesentliche Dienste leistete, entzweite sich aber später mit ihnen und ging wieder seine eigenen Wege. Dies habe ich alles anderwärts schon erzählt und dort auch berichtet, daß das längst stark geschwächte Haus Fries den Wirkungen der großen Handelskrisis von 1825 unterlag. David Parish, der den Fall des Hauses nicht überleben wollte, endigte am 27. April 1826 durch Selbstmord.

Der vierundachtzigjährige Vater mußte dieses Unglück noch erleben, aber wir wissen nicht, wie er es aufnahm; denn das

1) Vgl. außer Nolte noch Hough, History of St. Lawrence and Franklin Counties, Newyork, p. 402 ff., 422 ff., 600 ff.; wegen des Folgenden vgl. wieder Große Vermögen, Bd. I.

letzte, was wir von ihm besitzen, wurde ein Vierteljahr vor der Katastrophe geschrieben. Daraus ersehen wir nur, daß der größte Teil seines Vermögens damals schon durch Davids Schuld verloren gegangen war. Auch die Firma Parish & Co. erlitt schwere Verluste, übernahm dafür aber die amerikanischen Ländereien, die eine Zeitlang von Davids Bruder George und, als dieser 1839 in Paris gestorben war, von seinem gleichnamigen Neffen, einem Sohne Richards, verwaltet wurden. Es war ein brachliegendes Kapital. Vincent Nolte berechnete 1854, daß, unter Hinzurechnung von nur 3% Zinsen, das verwendete Kapital schon auf mindestens zwei Millionen Dollar angewachsen sein müsse. Gerade um diese Zeit — seit 1850 — wurden die Gegenden am St.-Lorenzflusse durch Eisenbahnen erschlossen, was den Verkauf erleichtert haben muß; doch sind mir die Ergebnisse nicht bekannt geworden.

Das Haus Parish & Co. bestand noch bis 1847, scheint indes schon lange vorher den größten Teil seiner Bedeutung eingebüßt zu haben.

Von den noch übrigen Söhnen des Stifters dieses Hauses starben Charles 1856, John 1858, Richard 1860. Nur der zuletzt Genannte hinterließ Kinder. Er hatte 1826 oder 1827 das mecklenburgische Rittergut Gottin gekauft, auf dem er sich namentlich später gern und viel aufhielt. Zu seinen dortigen Nachbarn und nächsten Bekannten gehörte der große Volkswirt Johann Heinrich von Thünen auf Tellow, der seine Geistesgaben sehr hoch schätzte.

XV.

John Parish der Alte als geschäftlicher Pionier.

Wer John Parish's Lebenserinnerungen nur oberflächlich liest, wird zunächst den Eindruck gewinnen, daß er ein bedeutender, aber leichtsinniger Spekulant war, dessen Geschäfte seine Kräfte weit überstiegen. Er selbst hält dies ja sich und seinen

Söhnen immer wieder vor; er bittet letztere, sie möchten des Vaters Beispiel nicht befolgen; mehrfach spricht er geradezu von seinem Leichtsinne. Und dennoch ist jener Eindruck sicher unrichtig: John Parish war kein leichtsinniger Spekulant, sondern ein großer geschäftlicher Pionier; und er überschätzte keineswegs seine eigenen Kräfte; nur müssen wir uns über das Wesen dieser Kräfte klar werden und zunächst müssen wir die Umstände, unter denen er arbeitete, genauer als bisher ins Auge fassen.

Wir sahen bereits, wie ruhig und in wie engen Grenzen sich das geschäftliche Leben Hamburgs bis auf die Zeit bewegte, als Parish seine Tätigkeit begann. Innerhalb dieses herkömmlichen Geschäftskreises konnte ein am Platze unbekannter Neuling, wie Parish es war, unmöglich ein Vermögen erwerben; vielmehr mußte er zu dem Zwecke jenen Kreis durchbrechen, mußte ganz neue Bahnen einschlagen. Jedenfalls, und das ist die Hauptsache, war Parish selbst hiervon fest überzeugt. Aber auf solchen neuen Wegen begegneten ihm die größten Schwierigkeiten und Gefahren.

Vor allem war die ganze Verkehrstechnik für neue Bahnen noch sehr wenig geeignet. Erinnern wir uns, in welchem Grade damals Zufälligkeiten, wie die Zahlungseinstellung eines einzigen Geschäftshauses, die Hilfsbereitschaft eines Geldleihers usw. über den Ausgang geschäftlicher Unternehmungen, ja über deren Existenz entschieden, welche Hindernisse Eissperren, Langsamkeit des Transport- und Nachrichtenverkehrs dem Handel bereiteten, wie hierdurch die bestangelegten Unternehmungen scheiterten, wie schwerfällig und zeitraubend deshalb das hauptsächlich angewendete Konsignationsgeschäft sich gestaltete, wie große Kapitalien von den Spekulanten und von deren Kommissionären in dieses Geschäft gesteckt und welcher Gefahr sie damit ausgesetzt werden mußten; denn da das Termingeschäft noch sehr schwach entwickelt war (in Hamburg bestand es überhaupt noch nicht), mußten die Spekulanten oder ihre Kommissionäre in der Regel alle auf Spekulation gekauften Waren beziehen und bar bezahlen,

wenn es nicht gelang, sie bis zum Lieferungstage mit Nutzen wieder zu verkaufen. Hierdurch wurde die Gefahr der Spekulation bedeutend verstärkt, da es in der Regel sehr schwierig war, die erforderlichen großen Geldsummen zu beschaffen, ein Punkt, auf den wir zurückkommen werden.

Neben diesen allgemeinen Mängeln der Verkehrstechnik gab es noch besondere Umstände, welche das Risiko überseeischer Unternehmungen für den Hamburger Kaufmann verstärkten. Der Handel Hamburgs war größtenteils Handel zweiter Hand; er konnte sich nicht, wie derjenige Englands und Hollands, auf eigene Kolonien stützen¹⁾.

Die den Kolonienhandel lebhaft treibenden Städte haben daran ein sicheres Gewerbe — — wenn dasselbe in seinem rechten Gange ist, so ist es nicht der Mißlichkeit der Spekulationen so unterworfen, als der Zwischenhandel. Die dazu erforderliche Schiffahrt erhält sich in einem nicht sehr abwechselndem Bestande, und der Gewinn von der Fracht ist bei weitem nicht so schwankend, als der in allen Gegenden und Meeren gesuchte Gewinn der Frachtfahrt. Dieser Handel macht auch die Gegenden umher sehr reich, aus welchen die Bedürfnisse für den Handel selbst und die demselben angehörende Schiffahrt herbeigeht werden — — Dazu kommt, daß die Einwohner solcher Städte größtenteils Besitzer von Pflanzungen in jenen Kolonien¹⁾ sind, auch die in denselben reich gewordenen Pflanzer in ihren späteren Jahren gern in diese Städte übergehen. So erhielt ein William Beckford mehr als 20 Schiffe im Gange mit den Produkten seiner großen Pflanzungen in Jamaika und verzehrte deren Ertrag in London. — Wenn die Hamburger Kaufleute sich mit Koloniewaren beschäftigen, so tun sie dies als bloße Zwischenhändler und müssen sich an diejenigen Nationen wenden, die davon Besitzer sind. Diese haben den Preis in ihrer Macht, und der Hamburger muß es nun überlegen, ob es für ihn vorteilhaft sei, ihnen ihre Waren abzunehmen, um sie wieder mit einigem Gewinn auf seinen Markt oder anderswo an seinen Käufer zu bringen. Schon hieraus ersieht man, daß dieser Handel bloß auf Spekulation beruht, die unter allen verschiedenen Arten, die Handlung zu betreiben, die gefährlichste ist. Der Hamburger

1) Das Folgende nach Büsch, Über die Schwierigkeiten für einen einzelnen Handelsplatz, durch den bloßen Zwischenhandel geldreich zu werden, 1797 (Schriften, Bd. XII, S. 205 ff.), sowie nach den damit übereinstimmenden Ausführungen eines erfahrenen Kaufmanns bei Büsch und Ebeling, Handlungsbibliothek, Bd. I, Heft 3 (1801).

Kaufmann geht daher einen weit unsichereren Weg in seinen Geschäften, als es der Engländer und Holländer nötig hat — —. Er kann heute, von den besten Gründen geleitet, eine Spekulation unternehmen, die jedem vernünftigen Urteile gemäß eigentlich gut ausfallen müßte, nun aber auf einmal durch böse Umstände zum großen Nachteil des Unternehmers ausfällt.

In gleicher Richtung wirkte Hamburgs eigenartige politische Lage. Die Unabhängigkeit Hamburgs hatte zwar für dessen Handel ganz überwiegend günstige Wirkungen, welche sich in dem Worte „Handelsfreiheit“ zusammenfassen lassen. Aber andererseits wurde durch die politische Schwäche Hamburgs für dessen Handel ein weiteres wesentliches Moment der Unsicherheit erzeugt. Namentlich hatte es im Kriege unter den Kapereien der Engländer und Franzosen schwer zu leiden und war auch sonst allen möglichen politischen Angriffen ausgesetzt, vor denen die gegenseitige Eifersucht der Mächte nur einen prekären Schutz gewährte. Die politischen Konstellationen mußten von den Hamburger Kaufleuten stets mit besonderer Sorge beobachtet werden.

Aus alledem ergab sich für Hamburg ein ungemein starker Wechsel günstiger und ungünstiger Konjunkturen, die überdies an Heftigkeit diejenigen anderer Länder wesentlich übertrafen. Hamburg war für alles, was im wirtschaftlichen und politischen Leben vorging, doppelt empfindlich.

Endlich und ganz besonders müssen wir hier nochmals der Tatsache gedenken, daß die Aufnahmefähigkeit des Hamburger Waren- und Wechselmarktes bis auf die letzten Geschäftsjahre des alten Parish noch recht gering war, weshalb dieser weder sicher darauf rechnen konnte, seine Waren jederzeit wieder verkaufen zu können, noch darauf, durch Verkauf von Wechseln jederzeit Bargeld erlangen zu können.

So kam es, daß Parish's Geschäfte mit einem außerordentlich hohen Risiko verknüpft waren und daß sie ferner seine Kapitalkräfte in der Tat wesentlich überstiegen. Aber zum Glück für ihn waren es nicht seine Kapitalkräfte, von denen in oberster

Instanz der Erfolg seiner Unternehmungen abhing. Diesem Punkte müssen wir uns jetzt zuwenden.

XVI.

Kapital und Kredit.

Betrachten wir zunächst einmal die Tabelle, welche Parish aufgestellt hat, um die Zunahme seines Kapitals zu veranschaulichen (S. 85). Daraus ergibt sich, daß er nach siebenjähriger Arbeit nur ein Kapital von 4000 Mk. Banko sein eigen nannte, und daß in jeder der folgenden Geschäftsperioden die Kapitalzunahme weitaus den Kapitalbestand überstieg, der am Schlusse der vorhergegangenen Periode vorhanden gewesen war. Sein eigenes Kapital kann also für seine großen geschäftlichen Erfolge nur geringe Bedeutung gehabt haben, was nicht ungesagt bleiben darf, angesichts der modernen Überschätzung des Kapitals als Erwerbsfaktor.

Anders steht es mit dem von Parish verwendeten fremden Kapitale. Während seiner ganzen geschäftlichen Laufbahn hatte er starken Bedarf nach fremdem Kapitale, wofür besonders charakteristisch ist seine eigene Äußerung (S. 88):

Vom Anfang bis zum Ende überstiegen meine Unternehmungen meine Mittel derart, daß man stets von mir hätte sagen können, ich sei ein „bedürftiger Mann“; für mich hatte das Geld stets doppelten Wert; viele Jahre lang mußte ich mir alles, was ich im Haushalt verbrauchte, zu Wucherzinsen oder durch übermäßige Wechselzirkulation verschaffen.

In der Krisis von 1793 betrug Parish's Verbindlichkeiten 8 Mill. Mk. Banko, bei einem eigenen Kapitale von etwas über einer halben Million. Ein Mißverhältnis, das jedem gewöhnlichen Geschäftsmanne unfehlbar das Genick gebrochen hätte. Parish's Vorrat an verfügbarem Betriebskapital war viel zu gering; er brauchte noch wenigstens zwei Millionen, während in ganz Hamburg leihweise höchstens eine halbe Million zu haben war.

Wir haben es hier offenbar mit zwei verschiedenen Arten des Kapitalbedarfs zu tun: erstens mit dem Bedarf an fremdem

Kapital zur Durchführung großer Geschäfte, und zweitens mit dem Bedarf an sofort verfügbarem Betriebskapital zur prompten Erfüllung der dadurch erwachsenen Verbindlichkeiten, besonders in Krisenzeiten.

Die erforderlichen fremden Kapitalien verschaffte Parish sich durch seinen Kredit, dessen Bedeutung er vollauf würdigte, wie aus zahlreichen seiner Äußerungen hervorgeht:

Für den Kaufmann ist sein Kredit alles. — Der Kredit eines Kaufmanns muß so sorgsam behütet werden, wie die Tugend einer Vestalin. — Ich habe den Verlust von Millionen ohne Murren getragen; aber das Entsetzen, das ich empfand, wenn der Kredit meines Hauses gefährdet war und ich jeden Nerv anspannte, um ihn zu retten, dieses Gefühl ist mir noch frisch im Gedächtnis.

Parish's Kredit machte interessante Wandlungen durch. In den Jahren 1776—1779, in den ersten Jahren seiner Tätigkeit als eigentlicher Großkaufmann, war sein Kredit noch so gering, daß er die immer wieder entstehenden Löcher nur mit größter Mühe und mit Hilfe eines Wucherers zustopfen konnte. In der Krisis von 1783 war es zwar kein Wucherer, aber wieder nur ein Einzelner, jener Wolf Lewin Popert, der ihm heraushalf. Es ist charakteristisch für die Jugend des hamburgischen Kapitalverkehrs, daß die einzelnen jüdischen Geldleiher noch eine solche Rolle spielten, waren sie doch sogar damals noch fast die einzigen regelmäßigen Wechselkäufer. Und es ist ferner von Bedeutung für Parish's eigenartige Stellung, daß er zuerst nur bei „seinen Freunden, den Juden“ Kredit erlangte. Dieser befestigte sich erst seit 1784 derart, daß ihm allgemein von Kapitalisten große Beträge zu niedrigen Zinsen gegen bloßen Schuldschein anvertraut wurden. Dann aber hatte er gewonnenes Spiel: selbst in der schweren Krisis von 1793 wurde ihm von diesen Kapitalien fast nichts gekündigt.

Wir wissen bis jetzt nur, daß Parish die für seine großen Geschäfte erforderlichen fremden Kapitalien auf dem Wege des Kredits erlangte und wie dieser sich entwickelte. Aber damit ist noch nicht viel gesagt; es entsteht jetzt die Frage, welches

die Ursachen seines Kredites waren. Parish wunderte sich selbst manchmal darüber; doch liefern seine Erinnerungen genügend Material, um die Frage zu beantworten.

Parish's Sorge für seinen Kredit war unermüdlich:

Stets hatte ich mich ausgezeichnet durch die Pünktlichkeit meiner Zahlungen, und meinen letzten Dukaten hätte ich meinem Juden gegeben, um der Gefahr des Gemahntwerdens zu entgehen (1776/79).

Hierher gehört auch, daß er seit etwa 1792 stets bereit war, seine eigenen Akzepte zu diskontieren. Aber noch weit wichtiger war ein anderes Moment, das er bei Besprechung der gewaltigen Wechselumsätze von 1795 erwähnt (S. 68):

Es war ein großer Beweis von Vertrauen auf seiten unserer Börse, nicht so sehr in meine Zahlungsfähigkeit — denn welches Vermögen hätte für ein solches Engagement ausgereicht? — als vielmehr in meine Urteilsfähigkeit! Dieselben Wechsel, über die man einige Wochen vorher die Nase gerümpft hatte, wurden jetzt bar bezahlt, weil ich auf ihre Rückseite meinen Namen gesetzt hatte.

Und damit sind wir bei dem entscheidenden Punkte dieser Erörterung angelangt.

XVII.

Geistige Bedeutung und Triebfedern John Parish's.

Wenn Parish sich durch seinen Kredit die größten fremden Kapitalien zu beschaffen vermochte, und wenn er es ferner ermöglichte, die dadurch entstandenen übergroßen Verbindlichkeiten selbst in den schlimmsten Krisen zu decken, so verdankte er dies ganz bestimmten Geistesgaben.

Er selbst legt in den Lehren, welche er seinen Söhnen erteilte (S. 88), das Schwergewicht auf

die vollendete Organisation des Geschäfts, die unablässige Anstrengung von Prinzipalen und Gehülfen in der Erfüllung der geschäftlichen Pflichten, die Aufrechterhaltung strengster Ordnung in jedem Teile des Geschäfts, ohne daß selbst die untergeordneten Einzelheiten des Kontorbetriebes den Augen des Chefs entgingen; nicht zu vergessen:

den frühzeitigen Beginn aller Arbeiten, die stets mindestens um eine Stunde den Aufgaben voraneilten.

Das waren in der Tat wichtige Vorbedingungen des Erfolges; aber wenn Parish sie hier ganz besonders betonte, so wollte er dadurch auf seine Söhne wirken. An den Erwerb seines Kredits dachte er dabei nicht, sondern an die Bewältigung seines Riesengeschäfts. Seinen Kredit hat er sich jedenfalls durch andere Eigenschaften von noch höherer Art erworben. Und zwar handelt es sich dabei vor allem um zwei solche Eigenschaften.

Zunächst kommt in Betracht jene „Urteilsfähigkeit“, deren Mangel in einzelnen Lagen seiner geschäftlichen Laufbahn er sich selbst vorwirft, deren Bedeutung er aber gerade dadurch nur um so stärker hervortreten läßt. Wenn er auch einmal sagt, er möchte seinen eigenen Fähigkeiten das Verdienst an dem glänzenden Erfolge seines Hauses nicht zuschreiben, so leuchtet doch das ruhige, berechtigte Bewußtsein dieser Fähigkeiten aus jeder Zeile seiner Lebenserinnerungen. Und zwar versteht er als „Urteilsfähigkeit“ den geschäftlichen Blick, die richtige Mischung von kühnem Unternehmungsgeist und nüchterner Überlegung. Parish besaß sie in hervorragendem Maße. Allerdings läßt sich nicht verkennen, daß bei ihm in dieser Mischung der Unternehmungsgeist besonders stark vertreten war. Daraus sind ihm schwere Verluste erwachsen, die sich in den 40 Jahren seines Geschäftslebens zusammen auf fast 40% seiner Roherträge beliefen. Aber wenn die übrigen 60% nicht ebenfalls verloren gingen, so dankte er das keineswegs dem blinden Glücke. Er durfte viel weiter gehen in der Kühnheit seiner Unternehmungen als die meisten Geschäftsleute, weil er sich noch einer anderen Gabe bewußt war, die ihn aus mancher Krisis gerettet hat: der Geschicklichkeit, glückliche Auswege aus schwierigen Lagen zu finden. Besonders deutlich zeigte sich das 1777 bei den baltischen Korngeschäften, in der Krisis von 1793 und bei Abwicklung der Geschäfte mit Boyd, Benfield & Co., sowie mit dem englischen Transport Board.

Möller, der langjährige Mitarbeiter Parish's, hat einmal, als er von der Art sprach, wie dieser 1793 das ihm drohende Unheil abwehrte, auf ihn ein Wort des größten britischen Dichters angewendet, der auch Parish's Lieblingsdichter war, das Wort (aus *Troilus and Cressida*, Akt I, Sz. 3):

. . . . In the reproof of chance
Lies the trune proof of Men.
The Sea being smooth,
How many shallow bauble boats dare sail
Upon her patient breast making their way
With those of nobler bulk!
But let the ruffian Boreas once enrage
The gentle Thetis, and anon behold
The strong ribb'd bark through liquid mountains cut
Bounding between the two moist elements.

Nein, John Parish war wirklich kein leichtsinniger Spekulant; er überschätzte nicht das Maß der ihm zur Verfügung stehenden Kräfte. Aber er hatte das Recht, seine Söhne vor der Nachfolge auf seinem Wege zu warnen.

Zum Schluß dieser Betrachtungsreihe wollen wir auch der Triebfedern gedenken, welche Parish bei seinen geschäftlichen Unternehmungen leiteten. Nicht das bloße Geldinteresse, von dem man anzunehmen pflegt, daß es die Unternehmer ausschließlich beherrsche, stand bei ihm obenan, sondern der Ehrgeiz. Dieser Trieb war es, der ihn veranlaßte, sich höhere und immer höhere Ziele zu setzen: zuerst wollte er aufhören, sobald er 100 000 Mk. Banko erworben haben würde; aber als es 300 000 geworden waren, wollte er Millionär werden, nicht um des Geldes willen — davon sogleich — sondern es war

Ehrgeiz, der Wunsch, mein Haus ein Stockwerk höher zu bauen als meine Nachbarn. Dies zwang mich, die gebahnten Wege zu verlassen, die mir zu eng erschienen für den gewaltigen Flug, den ich vorhatte. Es war die Erkundung eines neuen Gestades, ganz verschieden von den bisherigen, weit größer als alles, was unter Hamburger Flagge versucht worden war.

Mit dem Ehrgeiz verband sich der Familiensinn, die Liebe zu den Kindern. So wie er hierdurch schon im Anfange seiner Laufbahn zu doppelten Anstrengungen angespornt wurde, so sagte er sich auch um das Jahr 1790 wieder:

Dieses stattliche Gebäude, dessen Einrichtung mich so viel Mühe und Sorgen gekostet hat, — soll ich es Fremden hinterlassen? Du hast doch selbst eine so prächtige Sippe — —. Du wirst wohl noch lange genug leben, um jeden der Kleinen in sein eigenes Nest setzen zu können.

Aber fünf Jahre später, als er wirklich ein Millionär geworden war, und als seine ältesten beiden Söhne bereits seit einiger Zeit im Geschäft arbeiteten, gewannen andere Motive bei ihm die Oberhand. Der Familiensinn sah sein Ziel erreicht: die Söhne konnten das Geschäft übernehmen; und selbst der Ehrgeiz, „diese scheinbar unersättliche Leidenschaft“, erwies sich als „vollkommen befriedigt“. So sagte er selbst; doch ganz traf es wohl nicht zu: nur sein geschäftlicher Ehrgeiz war befriedigt, nicht sein sozialer Ehrgeiz, der vielmehr jetzt erst so recht anfang, sich zu betätigen. Davon zeugt die vornehme Geselligkeit, die er in Nienstedten und später in Bath entfaltetete; aber hierbei waren noch andere Neigungen beteiligt, die ihn in den letzten Jahrzehnten seines Lebens hauptsächlich beherrschten:

Worin — so fragte er sich — besteht der innere Wert des Reichthums? Nur in dem Vergnügen, ihn anzuhäufen? Oder in seiner Fähigkeit, weise Genüsse, Komfort zu schaffen? Ersteres war für mich nie eine besondere Wonne, vielmehr nur, soweit es dem letzteren Zwecke diente. Bin ich noch in der Vollkraft des Lebens und imstande, dessen Freuden zu genießen oder habe ich den Meridian schon überschritten? Wird irgend ein Teil davon mir folgen, und welches sind die Aussichten, mich ihrer noch lange zu erfreuen?

Nach solchen Erwägungen faßte er folgenden Entschluß:

John, du hast genug erworben. Nun beginne, deinen Reichtum vernünftig zu verwenden. Sorge für die Erhaltung deines Kapitals; aber die ganzen Zinsen gib aus; lasse jeden Gedanken an weitere Kapitalanhäufung fahren.

Auch später äußerte er gelegentlich, daß ihm das Geld als solches wenig gelte, und damit steht es im Einklange, daß er seinen

Söhnen ein richtiges Gefühl für den Wert des Geldes beizubringen suchte, indem er ihnen zurief:

Der Gebrauch oder Mißbrauch des Geldes ist es, was seinen inneren Wert ausmacht. Je größer das Kapital wird, welches Eurer Verfügung anvertraut ist, um so nötiger wird es auch, daran zu denken. Wenn Ihr dies auch nur im geringsten vernachlässigt, so entflieht es Euch wie Luft.

Man vergleiche einmal die ganze Auffassung mit derjenigen Nathan Rothschild's¹⁾. Auch bei diesem spielte der Ehrgeiz die entscheidende Rolle; auch für ihn hatte das Geld an sich wenig Wert, aber ebensowenig alles, was mit Geld zu beschaffen war, der „Komfort“ im weitesten Sinne des Wortes:

Sein Ehrgeiz bestand darin, rascher und wirksamer als andere seine geschäftlichen Zwecke zu erreichen, mit ganzer Energie ihnen nachzustreben. Wenn der Zweck erreicht war, verlor die ganze Sache für ihn jeden Reiz, und sein rastloser Geist wendete sich anderen Zielen zu.

Wir haben hier zwei grundverschiedene Typen großer Unternehmer vor uns; doch keiner von beiden wurde vom bloßen Geldinteresse beherrscht. Sie waren also offenbar keine echten Vertreter des jetzt bei uns so viel geschmähten „kapitalistischen Geistes“.

XVIII.

Hamburger Luxus.

John Parish's Lebenszeit fiel gerade zusammen mit der höchsten Entfaltung des Hamburger Luxus. In der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts hielt dieser sich noch in mäßigen Grenzen.

Ich selbst, sagt Büsch, bin noch in meiner Jugend Zeuge von der Sparsamkeit, und wenn ja einmal geschmaust wurde, von dem mäßigen Aufwande in solchen Häusern gewesen, in welchen des Geldes schon viel erworben war²⁾.

Aber schon um die Mitte des Jahrhunderts wird immer mehr geklagt über Zunahme des Tafel- und Kleiderluxus, des

1) Große Vermögen, Bd. I, S. 155 ff.

2) Büsch, Schriften, Bd. XII, S. 51. Vgl. auch Bd. VII, S. 311 ff., 367 ff., Bd. IX, p. 391 ff.

Kutschenfahrens, über zu weit getriebene Pracht der Gärten usw. Die Jugend führte diesen Aufwand in Nachahmung französischer und englischer Vorbilder ein, während die ältere Generation, der Senat an der Spitze, das frühere Vorbild der holländischen Einfachheit noch nicht vergessen hatte.

Die weitere Entwicklung läßt sich einigermaßen nach den Aufzeichnungen Parish's verfolgen (S. 85 u. 103 ff.). Sein Aufwand nahm lange Zeit hindurch ganz regelmäßig zu und erreichte in den Jahren 1796—90 die Höhe von durchschnittlich 30 000 Mk. Banko (ohne die außerordentlichen Ausgaben für Nienstedten), welcher Betrag in den folgenden Jahren auf 40 000 Mk. und darüber anwuchs. Nun wird um 1788 anderweitig berichtet, daß damals ein Aufwand von 30—40 000 Mk. die Obergrenze der Hamburger Haushaltsausgaben bildete¹⁾, während ein solcher von 10—12 000 Mk. als „mittelmäßig“ galt. Parish wird also damals bereits die Höchstgrenze des Hamburger Luxus erreicht haben. Seit 1795 entwickelte sich dieser dann geradezu stürmisch weiter, wobei der glänzende Geschäftsaufschwung und der Einfluß der französischen Emigranten zusammenwirkten.

Zwar lassen die Angaben Parish's die Art seines Aufwandes nicht genau erkennen; so viel aber ist sicher, daß Bauten in Nienstedten, Reisen, Essen und Trinken, Wagen und Pferde den bei weitem größten Teil absorbierten, was dem herrschenden Typus des Hamburger Luxus durchaus entsprach:

Manche Fremde, sagt Büsch, die Hamburg besuchten und von dem großen Aufwande seiner Bürger so viel hörten, haben mir schon lange die Anmerkung gemacht, daß sie nicht die rühmlichen, dem Geldverwender zur Ehre reichenden Beweise davon sähen, die sie in anderen durch die Handlung blühenden Staaten bemerkten. Der frugale Holländer legt doch gern einen Teil seines Vermögens in Sammlungen von Gemälden und Kunstsachen aller Art an und freut sich, wenn dieselben von den Reisenden sehenswert gefunden werden. Noch weiter geht dieses in England. Dort nimmt man an, es gehöre zum Wohlleben eines reichen Bürgers, daß er eine Bibliothek entweder besitze

1) Briefe eines reisenden Handlungsbedienten über Leipzig, Hamburg und Lübeck an seinen Bruder in Sachsen (1788), S. 14.

oder doch mit deren Form prange. Aber einen so leeren Luxus zeigt dort auch der Kaufmann nicht in der Anschaffung von mathematisch-physikalischen Werkzeugen und anderen Kunstsachen. Daran fehlt es auch nicht in Holland, viel weniger in Frankreich. Aber in Hamburg ist nur eine dergleichen, nämlich die des Herrn Senators Kirchhoff — —. Mein seliger Schwager August Gottfried Schwalb sammelte in den letzten 11 Jahren seines so früh geendigten Lebens eine Gemäldesammlung, welche bald eine der ersten Merkwürdigkeiten unserer Stadt ward, die jeder verständige Reisende besah. Das, was ihm deren Ankauf kostete, trug er in sein Haushaltungskonto, das jedoch nicht so hoch dadurch answoll, als manchem Kaufmann das Konto seiner reinen, ihm nichts übrig lassenden Verzehrung. Dafür, sagte er mir, halte ich keine Equipage und keinen Garten, was ich nach meinen Umständen doch schon tun könnte. Einige Jahre nach seinem Ableben verkaufte seine Witwe diese schöne Sammlung für eine Summe, die außer dem Einkaufspreise noch einen beträchtlichen Teil von dessen Zinsen übrig ließ. Nach seinem 1777 erfolgten Tode ist keine neue beträchtliche Gemäldesammlung, neben der schon alten Stenglinschen, in Hamburg entstanden, wohl aber hat sich die Zahl der prächtigen Kutschen und die von Pferden vermehrt, die weit geldfressender als ein totes Kapital sind, weil sie so oft neu angeschafft werden müssen, wenn sie ja bis zum natürlichen Tode ihrer Besitzer beibehalten werden und nicht etwa bei deren bürgerlichem Tode oder schon bei dessen Annäherung verschleudert werden müssen.

Wie wir sahen, nahm John Parish beim Austritte aus dem Geschäfte sich vor, die Zinsen seines Kapitals künftig auszugeben, dieses selbst aber zu erhalten. Demgemäß entzog er es, nach der Krisis von 1799 und der im Jahre 1801 angestellten Untersuchung der Geschäftslage, größtenteils den weiteren Wechseln des Handels. Trotzdem wurde es immer kleiner, da seine Ausgaben meist seine Einnahmen wesentlich überstiegen. Der Rest ging in der Katastrophe seines Sohnes David (1826) verloren. Jedenfalls behielt die zweite Generation des Hamburger Hauses von den durch den Vater erworbenen zwei Millionen Mark Banko wenig übrig, mußte vielmehr, wenn auch mit Hilfe des väterlichen Geschäfts und Kredits, so ziemlich von neuem anfangen, Kapital zu sammeln.

XIX.

Geschäftliche Begabung und Lage der Söhne.

Wie der Vater Parish, so waren auch die Söhne meist bedeutende Männer, die auf den verschiedensten Gebieten menschlicher Tätigkeit Großes hätten leisten können. Daß der Vater von ihren Fähigkeiten wiederholt mit hoher Anerkennung spricht, ist schon kein gering zu achtendes Zeugnis; denn der alte Parish war kein blinder Vater, und an scharfer Kritik der Söhne hat er es, wenn nötig, nicht fehlen lassen. Wir besitzen aber jedenfalls noch andere gewichtige Zeugnisse. Dabei beschränken wir uns auf die drei für uns hier allein in Betracht kommenden Söhne, auf David, der geschäftlich seine eigenen Wege ging, sowie auf John und Richard, die das Hamburger Haus fortsetzten.

Von David Parish sagt Friedrich Gentz, der die größten Geschäftsleute seinerzeit genau kannte und ein Urteil in solchen Dingen besaß, wie wenige seiner Zeitgenossen:

David Parish ist der Matador, die Perle des Handelsstandes in der ganzen Christenheit dies- und jenseits des Atlantischen Ozeans, einer der vollendetsten Menschen, die ich je sah¹⁾.

Von John Parish sagt Gentz allerdings, er stände „hundert Toisen unter David“, und anderweitig bezeichnet er ihn nur als einen „gescheidten Mann“. Aber John's Neffe George, ein ausgezeichnete Geschäftsmann, der ihn jedenfalls genauer kannte, stellte ihn am höchsten von allen Brüdern, wie er seinem Neffen Oskar wiederholt gesagt hat. Über Richard Parish endlich äußerte sich sein Gutsnachbar von Thünen, der oft mit ihm zusammen war und geistige Bedeutung zu schätzen wußte, folgendermaßen²⁾:

7. Dezember 1827. Ein nicht bloß geld-, sondern auch sehr geistreicher Mann — Parish aus Hamburg — ist durch den Ankauf

1) Große Vermögen, Bd. I, S. 76, 98 ff.

2) Briefe im „Thünen-Archiv“ zu Rostock. Einiges daraus bei Schumacher, Johann Heinrich v. Thünen, Ein Forscherleben, 2. Aufl., 1883, S. 107, 159 ff., 193 ff.

von Gottin mein Nachbar geworden. Er kommt zweimal des Jahres nach seinem Gute, und seine Anwesenheit hat schon öfter Gedankenblitze in meine Einöde geschleudert. 8. Juni 1834. Ich fühlte mich im Innern etwas aufgieret und kampflustig gegen dieses Chamäleon von Mann, der stets wechselnd, bald lebhaft anzieht, bald abstößt, sich selbst aber nie gibt. 31. Mai 1838. Wunderbar ist es, wie dieser Parish mich bald von, bald zu sich reißt, wie ich ihm bald ganz entfernt, bald ganz nahe stehe. 28. November 1840. Als Parish abgereist und ich in meine Einsamkeit zurückgekehrt war, fühlte ich mich lebhaft zu der Betrachtung aufgefordert, wie und wodurch die Gesellschaft dieses Mannes neuerdings wieder einen solchen Zauber für mich gewonnen habe, und ich kam darüber zu folgendem Resultat: Wenn zwei Menschen vereint in einem schönen Moment zu der erhebenden Resignation gelangen, wo jeder Egoismus, jeder Dünkel abgestreift ist, wo die Lust am Rechthaben schweigt, das Finden der Wahrheit das einzige Ziel ist und diese mit gleicher Freudigkeit aufgenommen wird, sie mag von uns oder anderen ausgehen, unsere bisherigen Ansichten bestärken oder zerstören, so findet in einem solchen Moment eine Seelenvereinigung statt, es wird eine geistige Ehe geschlossen, die weit über das Grab hinausreicht. Solche Momente hat mir Parish gewährt, und dies ist das Zauberband, was mich aufs neue an ihn fesselt. 11. Juli 1843. Um 9 Uhr abends kam Parish und blieb bis Mitternacht hier. Ich machte hier wieder die schon öfters gemachte Beobachtung, welchen Einfluß auf die innere Stimmung und auf die eigene Gedankenwelt die Gegenwart eines bedeutenden Mannes, selbst dann, wenn er nicht spricht, ausübt. Dies ist die Macht des Geistes.

Das genügt, um die allgemeine geistige Bedeutung der Brüder zu erkennen; aber es genügt noch nicht zur Feststellung ihrer besonderen Begabung für die Leitung großer Unternehmungen; und hier müssen wir uns zunächst noch einmal jener Kritik des Vaters zuwenden.

Hatte dasjenige, was der Vater den Söhnen in ihrer Jugend vorwarf, dauernde Berechtigung? Besaßen die Söhne wirklich nicht die dem Vater eigene richtige Mischung von Kühnheit und Vorsicht? Durften sie nicht wagen, was er gewagt hatte? Hatten sie nicht genug Sinn für die vielen Einzelheiten, aus denen die gute innere Organisation eines großen Geschäftshauses besteht? Waren sie überhaupt nicht mehr mit ganzer Seele Geschäftsleute, sondern hatten allzuvieler andere Interessen?

Für David Parish lassen sich diese Fragen leicht beantworten. Er war ohne Frage die glänzendste Gestalt der Familie, und doch ist er nicht nur selbst gescheitert, sondern hat auch das Hamburger Haus schwer geschädigt. Der Vater hatte offenbar, bei aller Liebe, schon längst für diesen Sohn Schlimmes gefürchtet. Vincent Nolte, ein Geschäftsmann, der mit ihm in Amerika zusammen arbeitete, äußerte über ihn, er besäße mehr Geschick, aus schlimmen Lagen Auswege zu finden, als sie zu vermeiden¹⁾, und diese Äußerung fiel im Gespräch mit Hope, einem Chef des gleichnamigen Amsterdamer Welthauses, der ähnlich über David Parish dachte; er meinte, David Parish müsse bei seinen großen amerikanischen Landkäufen eine sehr sanguinische Auffassung gehabt haben, was vollkommen richtig war. Die Kühnheit des Vaters war bei ihm bis zur Verwegenheit gesteigert, und es fehlte ihm völlig der vom Vater so häufig und warm gepriesene „Sinn für Kleinigkeiten“. Seine Lebensführung war, wie wir aus den Tagebüchern von Gentz ersehen, sybaritisch und ungeordnet. Er blieb sein ganzes Leben lang die vollendete Verkörperung jener Mischung des Geschäftsmannes mit dem Lebemann, die der Vater als so verhängnisvoll bezeichnete. An seinem schließlichen Untergange war, nach seinen eigenen letzten Worten, auch die Verbindung mit den Rothschilds schuld, auf die er sich gegen den Rat seiner ältesten und intimsten Freunde eingelassen hatte²⁾. Er war ein Mann der Initiative, des Entwerfens großer Pläne, aber deren zähe, konsequente Durchführung war nicht seine Sache.

Schwieriger ist es, über die geschäftliche Begabung der anderen Söhne John Parish's ins klare zu kommen. Der Vater selbst stellte Richard offenbar als Geschäftsmann höher als John. Gegen ihn vornehmlich richteten sich jene Vorwürfe des Alten nach der Krisis von 1799, während er von Richard einige Jahre früher gesagt hatte, daß dieser ihm nie den geringsten Anlaß

1) Fünfzig Jahre in beiden Hemisphären (1854), Bd. I, S. 166.

2) Große Vermögen, Bd. I, S. 76 ff., 115 ff.

zur Sorge gegeben hätte, was sich freilich in der Zeit vor und nach 1799 änderte; doch betrachtete er auch dann sichtlich Richard als den weniger Schuldigen; ihn machte er nur in erster Linie verantwortlich für die in der inneren Organisation des Geschäfts eingerissene Unordnung. Aber von noch größerer Tragweite waren die Vorwürfe, die er gegen die ganze Geschäfts- und Lebensführung der Söhne richtete, und hier hatte er vor allem John im Auge. Schon früher hatte er den Söhnen ans Herz gelegt, sich von gewagten Geschäften, wie er sie notgedrungen hatte übernehmen müssen, fernzuhalten:

Die schlaflosen Nächte, die ich durchmachen mußte, drängen mich, Gott anzuflehen, daß meine geliebten Söhne sich nie durch Vorteile irgendwelcher Art versuchen lassen möchten, derartigen Gefahren sich auszusetzen, zumal da sie jetzt schon wie auf Sammetpolstern sitzen, da sie ein Geschäft haben, so beneidenswert wie möglich, so vollkommen genügend, um jeden maßvollen Ehrgeiz zu befriedigen.

Das blieb auch später sein Hauptargument: die Söhne brauchten nicht, wie er, zu spekulieren. Dies war ohne Frage vollkommen richtig. Aber dem wirkte vor allem entgegen die fortreibende Kraft jener Strömung, wie sie gerade in den ersten Jahren der selbständigen Geschäftsführung von John und Richard herrschte, der glänzendsten Konjunktur, welche Hamburg seit Jahrhunderten erlebt hatte. Und sodann konnten auch die Erfolge des Vaters, trotz aller Warnungen, unmöglich abschreckend auf die Söhne wirken.

Ganz das gleiche gilt von ihrer Lebensführung. Hier wirkte ebenfalls eine mächtige Strömung, jene Zeit „voll ausgeprägter Extravaganz, so weit abführend vom Wege rechter Kaufleute“, im Verein mit dem Beispiel des Vaters dessen Warnungen entgegen.

Dann kam freilich der Rückschlag, und jetzt fanden die Worte des Vaters schließlich Eingang: der Geschäftsgang wurde ruhiger, die Lebensführung einfacher. Aber beides war nicht von langer Dauer. Es kam zu neuen gewagten Spekulationen, zu großen Gewinnen, aber auch zu schweren Verlusten, und der Hang zum Kavalierleben erwies sich ebenfalls als unausrottbar.

Leider sind wir über die spätere Zeit nicht mehr ausreichend unterrichtet; immerhin läßt sich einiges ziemlich sicher feststellen. Der schon erwähnte Neffe George hat später oft gesagt, die Erfolge, welche das Haus Parish & Co. bis 1816 erzielte, seien hauptsächlich John zuzuschreiben; und wenn dieser nicht durch Familienverhältnisse veranlaßt worden sei, aus dem Geschäft auszutreten, so wäre es den Rothschilds schwerlich gelungen, das Haus Parish zu überholen. Jedenfalls ist sicher, daß John nach Österreich zwei Millionen Gulden mitbrachte und daß dies noch nicht sein ganzes Vermögen war; derart hatte er die vom Vater ererbten 50 000 Mark Banko zu mehren verstanden. Auch Richard war ein sehr reicher Mann.

Dennoch unterliegt es keinem Zweifel, daß John und Richard den Vater an geschäftlicher Begabung und namentlich an geschäftlicher Energie nicht erreichten. Sonst hätte John sich im Alter von 42 Jahren unmöglich mit dem Leben eines österreichischen Landedelmannes begnügt. Von Richard, der dann Hauptleiter des Geschäfts wurde, sagte sein Sohn, er sei mehr Gelehrter, namentlich Statistiker und Mathematiker, als Geschäftsmann gewesen. Offenbar neigte sein Geist zur Beschaulichkeit und zur philosophischen Skepsis, wie folgende uns zufällig erhaltene Stelle aus einem seiner Briefe an Johann Heinrich v. Thünen andeutet:

Wenn ich mathematische Untersuchungen ausnehme, so hat die Natur noch immer Geheimnisse, die unsere Philosophie in Verlegenheit setzt, und eben weil sie mehr weiß, als wir erkennen, ist sie ein so köstlicher Gegenstand unserer Betrachtungen — eine so ironisch-amüsante Kontrolle unserer sogenannten Weisheit.

Allerdings war Richard Parish zu solchen Anschauungen, wie v. Thünen sagt, erst in späteren Lebensjahren gelangt; aber ein Mann, der dahin gelangen konnte, war sicher kein geborener Geschäftsmann. Ein solcher hätte auch schwerlich in jedem Jahre längere Zeit auf dem Lande gelebt und hätte nicht so oft, wie Richard Parish, ohne geschäftliche Zwecke lange Reisen gemacht, im Jahre 1838 sogar auf ein volles Jahr. Auch er war nicht mehr mit Leib und Seele Kaufmann.

Offenbar waren die Gaben zwischen John und Richard derart verteilt, daß ersterer mehr den Unternehmungsgeist, letzterer mehr die Vorsicht und die methodische Art des Vaters geerbt hatte. Vereint hätten sie noch Großes leisten können; aber als ihre Vereinigung sich löste, mußte auch das Haus Parish & Co. allmählich seine Bedeutung verlieren.

XX.

Erziehung und Tradition im Hamburger Geschäftsleben.

Hier ist der Ort, auf dasjenige zurückzukommen, was John Parish, der Vater, über geschäftliche Erziehung gesagt und was er selbst dafür geleistet hat. Dabei kommt es gar nicht in Betracht, daß seine eigene geschäftliche Vorbildung eine sehr mangelhafte gewesen war; denn ein geschäftliches Genie, wie er es ohne Frage war, konnte, ja mußte seine Erziehung selbst besorgen. Alle großen Self-made-men haben ihre Erfolge ohne geschäftliche Vorbildung erzielt; darin besteht ihr Wesen; aber es zeugt von wenig Einsicht, wenn diese Tatsache so oft benutzt wird, um zu beweisen, daß eine solche Vorbildung auch für Geschäftsleute von Durchschnittsmaß überflüssig ist.

John Parish war frei von diesem Irrtum: er wollte tun, was in seinen Kräften stand, um seine Söhne zu tüchtigen Geschäftsleuten zu erziehen. Nur blieben seine Ansichten darüber, wie das zu geschehen habe, sich nicht gleich; er machte auch in dieser Hinsicht Erfahrungen und suchte sie zu nutzen. Ehe wir uns aber ihnen zuwenden, wollen wir zunächst hören, was ein anderer denkender Kaufmann damals über den ganzen Zustand der geschäftlichen Erziehung junger Hamburger sagte¹⁾:

Der zur Handlung bestimmte junge Hamburger wird gewöhnlich von seinen Eltern so bald wie möglich in ein Erziehungsinstitut gesteckt,

1) Büsch und Ebeling, Handlungsbibliothek. Fortgesetzt von einer Gesellschaft praktischer Kaufleute, I. (und einziger) Band, S. 202 ff. (1801).

um von der Sorge der Erziehung und der Last, die die Aufsicht der Kinder von seiten der Eltern immer erfordert, ganz entledigt zu werden. In einer solchen sogenannten Erziehungsanstalt sind sehr oft 30 Knaben von verschiedenem Alter, Charakter, Geistesfähigkeit, Fleiß und Kenntnissen. Der eine Knabe befindet sich daselbst ein Jahr, der andere zwei, ein dritter drei und vier Jahre, alle sehr oft unter einem Lehrer, höchstens mit einem oder zwei Gehilfen, die aus Mangel anderer Beschäftigung, ohne die geringste Vorbereitung, zu dem für das bürgerliche Leben so wichtigen Erziehungsgeschäft übergehen. Sie entschließen sich gewöhnlich nur zu einer solchen Beschäftigung aus Not. Es sieht gewiß sehr traurig für die Erziehung aus, wenn sich die Lehrer aus solchen Beweggründen entschließen, die Mühe der Erziehung insonderheit von Jünglingen zu übernehmen, die zur Handlung bestimmt sind. Aber es ist dem einmal so und kann gegenwärtig kaum anders sein, weil durch keine öffentliche für die jetzigen Zeiten passende Erziehungsschulen gesorgt ist. So gut das Johanneum und das sich daran anschließende Gymnasium seinem Zwecke bei der Stiftung desselben entsprochen haben mag, so ist es, oder es scheint doch wenigstens so, jetzt nicht mehr der Fall. Denn dieses öffentliche, vom Staate mit vielen Unkosten unterhaltene Institut hat keine Schulen¹⁾, und so allgemein die Verdienste der Professoren, eines Reimarus, eines Brodhagen anerkannt sind, so müssen diese beiden vortrefflichen Männer sich doch begnügen, zwei bis drei Zuhörer zu haben, währenddem viele Hundert ihres Unterrichts, besonders dessen vom Herrn Professor Brodhagen, in dem mathematischen, technologischen und merkantilischen Fache vorzüglich bedürfen und zu ihrer Bestimmung eilen, ohne von den nötigen Kenntnissen zu derselben auch die ersten Elemente inne zu haben.

Die klugen und vernünftigen Väter Hamburgs fühlen diesen Mangel in der Erziehung ihrer Söhne sehr, und man dachte daher schon lange daran, eine ganz neue Organisation in den öffentlichen Erziehungsanstalten zu treffen. Es ist auch von den derzeitigen Herren Pastoren ein trefflicher Plan dem Senate eingereicht, der jedoch zur Verwunderung vieler nicht angenommen wurde, und es ist jetzt noch immer beim alten.

Die Erziehungsanstalten von Privatspekulanten (denn so kann man sie billig nennen) dauern also fort, und der Sohn eines Kaufmannes, der von seinem siebenten Jahre bis zum vierzehnten in ein solches Institut gesteckt wird, erhält freilich in allerlei Gegenständen, die der Kaufmann eigentlich wissen muß, Unterricht; aber wie geschieht dieses? Nur oberflächlich und in keinem Zusammenhange. Denn es ist ja gar nicht möglich, daß ein oder zwei Lehrer, wenn sie auch die geschicktesten Leute wären, 30 Knaben, wovon vielleicht keine zwei dieselben Kennt-

1) Bekanntlich war das „Akademische Gymnasium“ keine Schule, sondern ein Stück Universität.

nisse haben, alle zugleich und in einer Stunde mit Vorteil unterrichten könnten — — — Die Knaben lernen allenfalls gut schreiben und rechnen und vielleicht die Anfangsgründe einiger lebenden, im Handel durchaus notwendigen Sprachen. In diesem Gange ihres Unterrichts erreichen sie ihr vierzehntes oder fünfzehntes Jahr, und da mancher Vater sieht, daß sein lieber Sohn schon eine Wechsel- und Arbitragerechnung zu berechnen verstehe, so nimmt er ihn schon auf sein Comptoir, läßt ihn da einige Jahre Briefe kopieren, auf die Post laufen, tarieren, Kurszettel ausfüllen und dergleichen Comptoirhudeleien von morgens bis abends verrichten. Der fleißige Sohn wächst dann recht heran, er erfährt, daß sein Vater Geld und Ansehen besitzt; infolge davon wird er in Gesellschaften gezogen, amüsiert sich nach seiner Art, und nun hat er schon die 20 Jahre hinter sich. Seine Geschäfte auf dem Comptoir werden etwas ernsthafter, das heißt: er schreibt jetzt das Memorial oder das Rescontro, liest also schon die Briefe, schreibt deren vielleicht auch einige, und so verfließen ebenfalls mehrere Jahre. Jetzt fällt es dem Sohn ein, selbst eine Handlung zu etablieren, oder wenn sein Vater stirbt, dessen Handlung fortzusetzen. Nun frage ich: mit welchen Kenntnissen ist dieser neue Kaufmann ausgerüstet? Er hat etwas Comptoirroutine an seinem Wohnorte und würde sich an einem anderen Handelsplatze, wohin ihn der Zufall einmal führen möchte, als Kaufmann in großer Verlegenheit fühlen — —. Demungeachtet kostet die Erziehung der Söhne nirgendwo mehr Geld als in Hamburg. Die Väter müssen den Unterricht sehr teuer bezahlen, und sie haben keine Schuld, wenn ihre Söhne das nicht werden, was sie gern sähen.

Danach scheint es, daß die jungen Hamburger zu jener Zeit nicht so viel und nicht so früh zu ihrer Ausbildung ins Ausland gingen, wie in älterer und ebenso in neuerer Zeit. Noch auffallender ist es, daß gar nicht der von Büsch 1768 gegründeten „Handlungsakademie“ gedacht wird, obwohl der Verfasser des Aufsatzes einer „Gesellschaft praktischer Kaufleute“ angehörte, welche Büsch's Lebenswerk fortsetzen wollte, was freilich nicht gelang. Die „Handlungsakademie“ war eben eine Frühgeburt, deren Bedeutung erst unsere Zeit zu würdigen beginnt. In Hamburg war sie nie eigentlich populär gewesen. In ihrer Blütezeit hatte zwar Büsch's persönliches Ansehen und Lehrtalent ihr nicht nur von auswärts viele Schüler zugeführt (darunter Alexander von Humboldt und B. G. Niebuhr), sondern es waren auch manche angesehene Hamburger Kaufleute aus ihr hervorgegangen, namentlich, solche, die auch im öffentlichen Leben eine Rolle gespielt haben

wie Johann Georg Sieveking, Johann Michael Hudtwalcker und Martin Johann Jenisch¹⁾. Doch diese Blütezeit war schon lange vor Büsch's Tode (1800) verschwunden. Nur ein kümmerlicher Rest der Akademie kann jene „alte kaufmännische Schule“ gewesen sein, deren Erhaltung John Parish sen. 1806 wünschte (S. 111). Trotzdem er mit Büsch befreundet gewesen war, erwähnt auch er die „Handlungsakademie“ sonst niemals. Welche Schule seine Söhne besuchten, wissen wir nicht; wir erfahren nur gelegentlich einmal, daß die jüngsten Söhne eine der üblichen mit Pension verbundenen Privatschulen besuchten.

Auch wann der alte Parish seine Söhne ins Geschäft aufnahm, können wir nur vermuten. Höchst wahrscheinlich geschah es schon früh, entsprechend der herrschenden Auffassung. Jedenfalls mußten sie von der Pike auf dienen, was der Vater, gegenüber den damals auftauchenden, weniger strengen Anschauungen, für durchaus erforderlich hielt (S. 101). Andererseits sorgte er dafür, daß die Söhne möglichst bald zu selbständigen Stellungen gelangten, wie denn z. B. John schon mit 20—21 Jahren die Abteilung für englische Truppentransporte und Lieferungen leitete, und Richard mit 18—19 Jahren das Amt eines Kassierers versah. Hierin unterschied sich also die geschäftliche Erziehung der jungen Parish's von der sonst damals üblichen Erziehung der Söhne Hamburger Kaufleute. Dagegen ließ sich der Vater offenbar in einem anderen wichtigen Punkte, ohne nachzudenken, von der herrschenden Strömung treiben: die Lebensführung der jungen Leute war eine allzu freie und für künftige Geschäftsleute sehr ungeeignete, worüber der Vater sich selbst später bittere Vorwürfe machte.

Überhaupt erwachte in ihm, als er sich vom Geschäfte zurückgezogen hatte, die Neigung, seinen Söhnen durch Mitteilung der eigenen Erfahrungen den Lebensweg zu erleichtern.

1) Näheres (mit Literaturangaben) in meiner Denkschrift über Handelshochschulen (Veröffentlichungen des Deutschen Verbandes für das kaufmänn. Unterrichtswesen, Bd. IV, 1897, S. 23 ff.)

Daraus ist die Niederschrift seiner Lebenserinnerungen hervorgegangen und ebenso der tiefgreifende Meinungs austausch zwischen Vater und Söhnen nach der Krisis von 1799, wie überhaupt die ganze Fülle der Schriftstücke, welche der Vater seinen eigentlichen Lebenserinnerungen als Anhang beigegeben hat. Ein Versuch, der unsere besondere Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt¹⁾.

Wenn die Welt, auch die Geschäftswelt, im Laufe der Zeiten Fortschritte gemacht hat, so verdankt sie dies nur der Tatsache, daß jede Generation der folgenden einen größeren Schatz von Erfahrungen hinterläßt, als sie selbst von der vorigen Generation überkommen hat. Das kann nur auf zweierlei Weise geschehen, durch individuelle Tradition oder durch wissenschaftliche Induktion und Generalisation. John Parish steht mit einem Fuße in jenem, mit dem anderen in diesem Lager. Er zeigt jedem, der sehen will, daß die beiden Arten des aus der Erfahrung stammenden (empirischen) Denkens, das unwissenschaftliche der Praxis, des täglichen Lebens und das systematische des wissenschaftlichen Empirismus, nicht durch eine unüberbrückbare Kluft voneinander geschieden sind, sondern daß die erste Art des Denkens schließlich mit Notwendigkeit in die zweite Art übergeht.

John Parish berechnete am Abend seines Lebens genau den Geldwert seiner Geschäftszeit für eine längere Reihe von Jahren auf Grund seiner Bücher. Er tat dies zu Nutz und Frommen seiner Söhne, die ihm zuviel Zeit auf Vergnügen verwendeten. Aber er dachte dabei auch an andere junge Leute.

Wenn ein solchar vergnügungssüchtiger Geschäftsmann — so begründet er den Nutzen seiner Berechnung — stets eine Berechnung des Wertes der Zeit nach Art der meinigen vor sich hätte, so würde er sich oftmals scheuen, liederlich mit der seinigen umzugehen.

Was hier der alte Kaufmann für seine Söhne tat, das tut die Wissenschaft im großen Stile. Freilich darf man von ihr nicht erwarten, daß sie der Praxis unmittelbar mechanisch an-

1) Weiteres über diesen Gegenstand in dem von mir jüngst begründeten „Thünen-Archiv“, Organ für exakte Wirtschaftsforschung.

wendbare Rezepte liefert. Vielmehr bleibt es selbstverständlich dabei, daß jeder seine eigenen Erfahrungen zu sammeln hat. Keine Theorie der Welt kann das ersetzen. Aber viel Lehrgeld kann die Wissenschaft allerdings dem Menschen ersparen, indem sie ihm zeigt, wie gedacht werden muß, wie Erfahrungen gesammelt und systematisch verwertet werden müssen.

Dies alles gilt auch von wirtschaftlichen Erfahrungen. Es ist keineswegs nötig, daß die meisten Erfahrungen geschäftlicher Unternehmer immer wieder verloren gehen und in jeder Krisis aufs neue die gleichen massenhaften Betriebsünden zutage treten, weil durch Tradition Erfahrungen nur zum kleinsten Teile und nur ungenau überliefert werden können, und weil die Wissenschaft sich bisher mit solchen Erfahrungen noch wenig oder gar nicht beschäftigt hat.

XXI.

Mangel an alten, reichen Handlungshäusern in Hamburg.

Schon die Zeitgenossen unseres John Parish wunderten sich darüber, daß es in Hamburg so wenige große Vermögen und so wenige alte Handlungshäuser gab. So sagte Büsch 1797¹⁾:

Hamburg ersetzt den Abgang der aussterbenden oder in Verfall geratenen geldreichen Familien noch fortdauernd durch neue Bürger aus anderen Gegenden oder aus Eingeborenen, deren Väter ihnen kein Vermögen erwarben. Da ist denn der gewöhnliche Gang dieser: Der Vater erwirbt mit einem nicht durch Laster und Zerstreuungen geschwächten und das Erworbene sparsam an sich haltenden Fleiße. Ein einzelner Erbe hält das vom Vater Erworbene noch allenfalls beisammen. Sind aber mehrere Erben da, so glaubt gewöhnlich ein jeder, bei dem geteilten Vermögen wenigstens ebensoviel, wo nicht mehr verwenden zu können, als der Vater tat. Hielt z. B. der Vater, um sich seines Lebens im Alter freuen zu können, ein Gartenhaus, Kutsche und Pferde, so wird der Erbe eines vierten oder fünften Teiles es vergessen, daß er sich vorher zu einem gleichen Vermögen hinaufarbeiten müsse, ehe er

1) Versuch einer Geschichte der Hamburgischen Handlung, S. 17.

sich das Wohlleben erwerben kann, zu welchem sich der Vater erst spät entschloß. Da verwelken dann bald einzelne Zweige dieser kaum aufgeblühten Familie. In der zweiten Generation aber wirken eben diese Ursachen noch mächtiger fort und endigen allen Wohlstand derselben.

Solange ich Hamburg kenne und so weit ich auch in frühere Zeit mein Nachfragen zurückführen kann, so weiß ich doch nur einen einzigen Mann zu nennen, dessen Erbschaft eine Million Taler Banko und etwas darüber betrug. Dieser war der im Jahre 1757 verstorbene Philipp Heinrich Stenglin. Niemand wird irgend einen außer diesem zu nennen wissen. Aber der Anfang zu seinem Reichtum war bereits in Augsburg gemacht, wo ein Ältervater schon von dem Kaiser Matthiaß, wegen der Dienste, die er ihm als Banker geleistet hatte, mit einem Adelsbriefe beehrt war, den er aber nicht achtete.

Das gleiche bemerkt auch 1801 der uns schon bekannte Kaufmann in der „Handlungsbibliothek“, und er fügt hinzu:

Die Ausländer irren sehr, wenn sie glauben, daß in Hamburg die Reichtümer aufgehäuft wären. Der verstorbene Stenglin, welcher eine Million Taler hinterließ, war eine sehr seltene Erscheinung in Hamburg, und ich glaube mit Gewißheit sagen zu können, daß jetzt nicht drei so reiche Kaufleute in Hamburg sind. Diejenigen Kaufleute halten sich schon für sehr reich, die eine Million Mark Banko besitzen, was freilich schon ein artiges Kapital ist, aber doch den Vergleich mit dem Kapital großer Kaufleute im Auslande nicht aushält.

Dies wird dann namentlich in bezug auf Holland und England noch weiter ausgeführt, wo als reiche Kaufleute nur diejenigen galten, deren Vermögen acht- bis zehnmal so groß war, als das eines Millionärs in Mark Banko. Dabei wurde offenbar das Vermögen der reichsten Hamburger Kaufleute noch überschätzt; denn John Parish der Vater, der doch jedenfalls zu den ganz Wenigen gehörte, von denen man annahm, daß sie vielleicht eine Million Taler oder drei Millionen Mark Banko im Vermögen hätten, verfügte tatsächlich nur über zwei Millionen Mark.

Der ungenannte Kaufmann in der „Handlungsbibliothek“ sagt ferner:

Es ist in Hamburg bekannt genug, und die Ausländer wissen es vielleicht auch, daß allda vielleicht keine 20 bedeutende Handlungshäuser sind, die ihren Ursprung und ihren ununterbrochenen Handel bis auf drei Generationen zurückführen können. Hiervon wird man sich bald

überzeugen, wenn man das Verzeichnis der jetzigen hamburgischen Kaufleute mit dem vor 50 Jahren oder noch früher hinauf vergleicht. Diejenigen, die auch schon alt sind, haben entweder schon einigemal bankerott gemacht oder sind doch in ihren Geschäften heruntergekommen, so daß sie den neu hinzugekommenen zurückstehen müssen. Dieser aber sind eine Menge, insonderheit seit dem letzten Jahrzehnt entstanden und haben sich, durch die Zeitumstände begünstigt, in die Höhe zu arbeiten verstanden. Aber diese Handlungshäuser sind eben ganz neu, und wie viele derselben, die schon ihr größtes Glück auf lange Zeit gemacht zu haben glaubten, sind nicht wieder gesunken! Man lese bloß das Verzeichnis der im Jahre 1799 bankerott gewordenen hamburgischen Kaufleute, worin ihrer nicht weniger als 145 mit größeren oder kleineren Bankerotten paradierten.

Die Zeitgenossen unseres John Parish suchten sich diese Erscheinungen, auf Grund der allgemeinen Erfahrung, mannigfaltig zu erklären: das Fehlen von Kolonien, die schwierige politische Lage Hamburgs, die daraus sich ergebende Unsicherheit des Geschäftsganges, das ungewöhnlich starke Auf- und Niedergehen der Konjunktur, die Jugend der neuzeitlichen Handelsgröße Hamburgs, der Mangel an geschäftlicher Erziehung, — alle diese von uns hier erörterten Momente wurden schon vor hundert Jahren in Betracht gezogen. John Parish's Lebenserinnerungen werden hoffentlich beitragen, durch größere Genauigkeit der Beobachtungen mehr Klarheit zu verbreiten über die Tragweite jener verschiedenen Momente. Soviel aber ist jetzt wohl schon gewiß: solange fast jede Generation der Geschäftswelt in Hamburg mit der Erwerbsarbeit größtenteils von vorn anfangen, die wirtschaftliche Kultur, diese Grundlage jeder höheren Kultur, stets aufs neue geschaffen werden mußte, solange konnte auch die höhere Kultur sich unmöglich sicher und stetig entwickeln.

XXII.

Die Zunahme des hamburgischen Verkehrs

1775—1800.

Zum Schlusse dieser Betrachtungen wollen wir die Zunahme des hamburgischen Verkehrs in dem Zeitraume, während dessen John Parish der Alte als Großkaufmann tätig war, durch einige Zahlenreihen veranschaulichen, und zwar hauptsächlich nach den Zoll- und Schoßeinnahmen der Kämmerei. Nur diese stehen uns nämlich für den ganzen Zeitraum zur Verfügung.

Die Zoll- und Schoßeinnahmen der Kämmerei waren, wie wir früher sahen (S. 19), von 1763 bis 1775 bedeutend gefallen. Seitdem gestalteten sie sich folgendermaßen¹⁾:

	Zoll Mark	Schoß Mark		Zoll Mark	Schoß Mark
1775/76	182 887	229 182	1788/89	213 381	258 434
1776/77	178 623	252 878	1789/90	245 325	270 159
1777/78	180 475	252 638	1790/91	271 109	287 061
1778/79	197 918	254 173	1791/92	275 446	285 384
1779/80	192 886	251 960	1792/93	316 011	306 958
1780/81	187 029	253 782	1793/94	277 058	312 666
1781/82	217 690	258 320	1794/95	387 393	322 356
1782/83	225 373	258 325	1795/96	654 120	379 546
1783/84	220 623	263 704	1796/97	736 283	406 310
1784/85	224 874	263 782	1797/98	760 860	425 212
1785/86	226 785	262 355	1798/99	819 266	458 636
1786/87	222 885	262 674	1799/1800	915 793	514 165
1787/88	226 040	258 326			

Die Zolleinnahme wuchs also in diesen 25 Jahren auf das Fünffache, in den letzten 12 Jahren auf mehr als das Vierfache. Es war ein geradezu explosionsartiger Verkehrsaufschwung.

Für die einzelnen Teile des Verkehrs stehen uns nur sehr mangelhafte statistische Nachweise zur Verfügung. Am besten kann man die Entwicklung des Getreideverkehrs überschauen. Es betrug nämlich der jährliche Getreideverkehr in Hamburg im Durchschnitt der Jahrzehnte

1) Die Tabelle umfaßt die Einnahmen: 1. aus Werk- und Bakenzoll; 2. aus Lucienschöß, Wacht- und Leuchtgeldern..

	Einfuhr	Ausfuhr
	Last	Last
1753—1762	16 942	6 682
1763—1772	23 107	11 783
1773—1782	21 134	11 459
1783—1792	23 577	12 263
1793—1802	38 187	25 301

Die starke Zunahme der Getreideausfuhr betraf ganz überwiegend Großbritannien. Für einige andere Waren besitzen wir nur Nachweise, welche das Jahrzehnt 1791—1800 umfassen. Da von Jahr zu Jahr der Verkehr damals ganz ungeheuer schwankte, haben wir auch hier aus mehreren Jahren den Durchschnitt gezogen. Es betrug im Jahresdurchschnitt die Einfuhr von

	Zucker	Kaffee	Häuten	Baumwolle	Pfeffer
	Pfund	Pfund	Stück	Ballen	Säcke u. Ballen
1791—1793	45 Millionen	23 Millionen	55 000	3 100	2 700
1798—1800	85 „	43 „	149 000	8 500	11 700

Am meisten nahm der Verkehr offenbar bei solchen Waren zu, deren festländischer Hauptmarkt bis dahin Amsterdam gewesen war, z. B. Pfeffer. Der Pfefferimport belief sich 1791 nur auf 864 Säcke und Ballen; er scheint sich damals erst stärker entwickelt zu haben. Ähnlich stand es mit Baumwolle, wovon 1788 erst 1725 Ballen importiert wurden, die sich folgendermaßen verteilten:

von Großbritannien	294 Ballen
„ Frankreich	363 „
„ Spanien und Portugal	488 „
„ Mittelmeer und den afrikanischen Inseln	534 „
„ Westindien und Amerika	46 „
	<hr/>
	1725 Ballen.

Der Import aus Großbritannien und Amerika stand also damals noch an letzter Stelle, und gerade diese Teile des Verkehrs wuchsen in der folgenden Zeit weitaus am stärksten, während derjenige mit Frankreich und den Niederlanden außerordentlich stark abnahm. Sehr deutlich läßt sich das beim Kaffee verfolgen. Im Jahre 1790 kam noch fast der ganze in Hamburg importierte Kaffee aus Frankreich, im Jahre 1800 dagegen kam die Hälfte aus England und weitere 30% direkt aus Amerika.

Aber damit ist die große Umwälzung, welche sich in dieser Zeit vollzog, noch nicht vollständig gekennzeichnet. John Parish sagt in einer von ihm verfaßten Denkschrift, welche er 1801 der englischen Regierung vorlegte:

Hamburg hat in der letzten Zeit nicht nur die Hauptmasse des niederländischen Warenhandels an sich gezogen, sondern auch alle bisher dort betriebenen Wechselgeschäfte, und gleich dem Mittelstück einer Kette, wurde es fast der einzige Platz auf dem Festlande, der für die Durchführung von Finanzgeschäften zu verwenden war, wie denn seit einigen Jahren alle Subsidien und Darlehen, welche England ihren festländischen Verbündeten gewährte, in Hamburg negotiiert und über Hamburg bezahlt wurden.

Im vollen Umfange konnte Hamburg allerdings diese zentrale Stellung nicht dauernd behaupten, und auch von den dauernden Errungenschaften der großen Zeit ging in den schweren Jahren 1806—1815 ein Teil vorübergehend wieder verloren. Aber das wurde nachher wieder eingeholt. Hamburgs Bedeutung im Verkehre mit Nord- und Mittelamerika, seine Bedeutung als größter Handels- und Wechselplatz des europäischen Festlandes, diese Bedeutung ist dauernd begründet worden durch die beiden Generationen des hamburgischen Handelsstandes, von denen wir jetzt einige der hervorragendsten Vertreter kennen gelernt haben.



ROTANOX
oczyszczanie
X 2008

KD.2420.2
nr inw. 3299